

A 16⁷ Verschiedenes 1

- Betreffend Bewertung Rothalde. Landschäftler 26.4.1855. Abschrift von Jakob Eglin.
- Genossenschaftliche Siedelungen (Freidorf, Wasserhaus). 1920 ff. Wochenblatt der Siedlungsgenossenschaft Freidorf ??
- Zum Jubiläum des 25jährigen Musikvereins MuttENZ 1921. Manus von Pfr. J.Oberecht (9 Seiten).
- Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. TM (?). Tagblatt Birseck 2.-9.1.1929.
- Jakob Eglin: Das neue Gemeindewappen von MuttENZ. 2 Typos Mai 1939. Basellandschaftliche Zeitung 5.1939.
- Wilhelm Degen: Ueber den Ursprung von Geschlechternamen des Baselbiets. Sonntagsblatt der Basler Nachrichten 11.2.1945.
- Wilhelm Degen: Lateinische Ortsnamen im Lande der Rauracher? Sonntagsblatt der Basler Nachrichten 31.3.1946.
- Hans J. Rapp: Grundwasserfassungen in der Hard. National-Zeitung 19.4.1951.
- Verzeichnis erhaltenswerter Gebäude. MuttENZ. Typos von C.A.Müller, Basler Denkmalpflege 8./9.1951.

N^o 27 Abschnitt eines „Eingerauchs“ in der Zeitung
„Der Landwäppler“ vom 26. April 1855.

Eidgenossenschaft.

JA 23 u

Baselstadt. Neue Finanzoperation. Eingeraucht. — Bekanntlich misst die „Rothalde“ im Raume Mitterz, Eigenthum des Kirchh. u. Schulgüters, im Ganzen 114 Tücher zu 16 Rth. neuen Schweiz. Mass. Der reine Holzwerth würde von fehlenden gehalten auf

f. 41.698.38

und der Werth des Bodens à 300.- fr. per Tücher / wovon

100 Rthien ab traglos abgerechnet

sind) auf

f. 34.211.-

Somit Gesamtwert der Rothalde f. 75.910.38

Die Sachkundigen nehmen nämlich an, dass das Brennholz immer 50 Jahre wieder nachgewachsen sei, das Oberholz dagegen, z. B. die Eichen 150 bis 200 Jahre wachsen müssten, bis sie wieder auf den jetzigen Stand gebracht wären. Aus demselben geht nun hervor, dass die Wachzeit hundert Jahre u. darüber erfordert, ehe obiger Holzwerth von f. 41.698.38 zu Stande kam; der Mehrwerth des Holzes bestand aber in den Eichen, daher wir vergleichsweise 100 Jahre annehmen, ehe obiger Wert konstatiert werden konnte.

Vor einem halben Jahre nun soll der Kirchen- u. Schulgüterverwaltung für die „Rothalde“ ein Angebot von f. 70.000.- gemacht worden sein, zahlbar in zwei Jahresraten. Nehmen wir nun an,

der Zins von diesem Kapital Betrage in
98 Jahren à 4 % $\text{fr. } 274.400.-$
u. hiervon ab der reelle Holzwerth
von $41.698.38$
so ergibt sich in 98 Jahren
an Zins ein Verlust von $\text{fr. } 232.701.60$

Weder die Baumwerthlöhere, noch
den Verlust am Kapital haben wir
hier in Rechnung gestellt, weil wir
eben den Erlös des geschlagenen Holzes
nicht kennen, sondern muss es
uns aber, wie man bei diesem glän-
zenden Angebot noch an Minutiosität
hängen u. sich lächerlich machen will.
Wäre das fröylliche Grundstück schon
vor 20 Jahren kapitalisiert worden,
der Ertrag wäre ein reichlicherer ge-
wesen als bisher.

Georg und Marks
Brünger of Arg's.

Abgeschrieben von J. Eglin

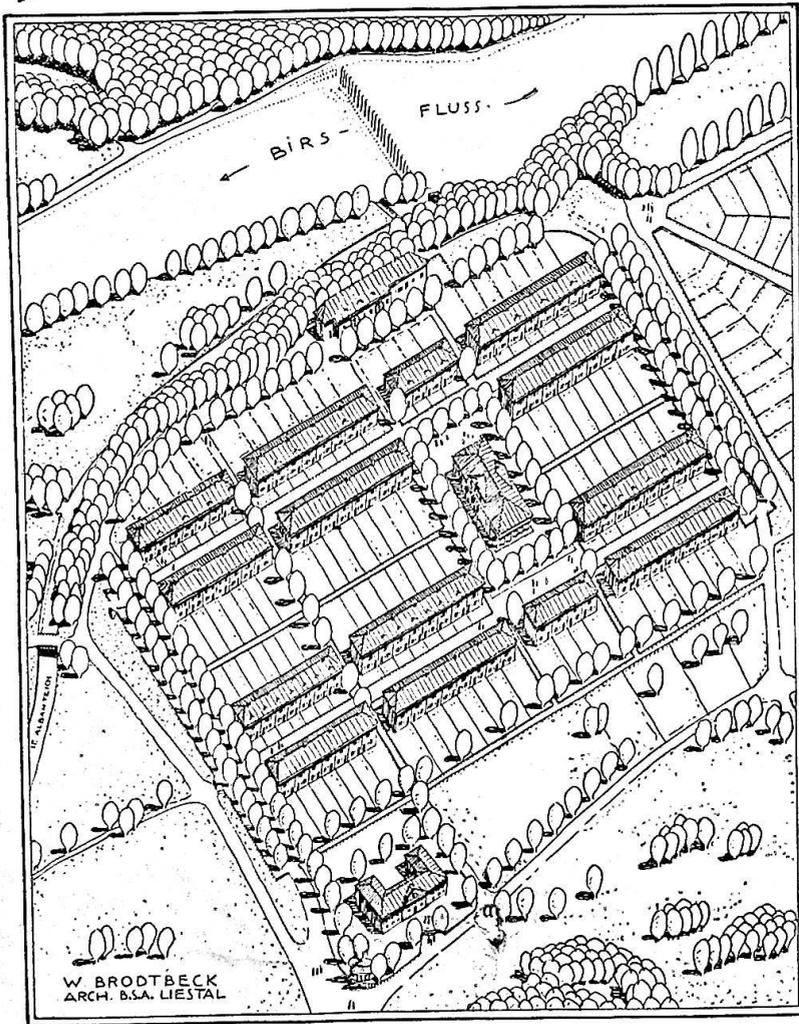
1920-1923

Genossenschaftliche Siedelungen.

Klüge und andere, Praktiker und Theoretiker haben schon viel darüber hin und her gewerweist, was wohl schuld sei, daß nach dem Kriege plötzlich die böse Wohnungsnot aufgetaucht sei. Noch knapp vor dem Kriege hatte doch jedermann ein Dach über

nehmen ein Heim erbauen zu lassen, das ihm schon im Laufe der nächsten paar Wochen über dem Kopfe konnte zusammen geschossen werden. Während so auf der einen Seite die private Initiative lahmgelegt war, wurden auf der andern in den vom Kriege

direkt heimgesuchten Gegenden eine ungeheure Zahl von Wohnungen vernichtet und ganze Städte und Dörfer dem Erdboden gleichgemacht. Wohl sind in den Kämpfen Millionen von Männern ums Leben gekommen, die ohne Haus und luxuriöse Wohnung nun glücklich sein können; allein diese Millionenverluste verminderten die Zahl der Familien nicht in gleichem Maße. Mochte eine Familie ihren Ernährer oder Söhne verloren haben, sie mußte dennoch wohnen können, wenn auch vielleicht eingeschränkter und oft unter schweren Entbehrungen. Und als schließlich der langersehnte Friedensengel durchs darniederliegende Europa schritt, da brachte er eine schwer drückende Friedensbedingung mit, die große Wirtschaftskrise. Trotzdem begrüßten viel Tausend junger Heiratslustiger und solche, die schon seit 1914 auf den Friedensschluß gewartet hatten um endlich ein Heim gründen zu können, den Augenblick wo Ruhe und Arbeit in der Welt wieder Einzug zu halten versprachen. Drum sind auch bei uns in der Schweiz 1919 also im ersten Friedensjahre 30,751 Ehen geschlossen worden, eine ganz respektable Zahl und zugleich die größte auch, die die schweizerische Be-



Siedelung Wasserehaus. Gesamtüberzicht.

dem Kopfe außer den paar notorischen Landstreichern, denen nur im Winter daran gelegen ist, staatlichen Unterschlupf zu kriegen. Aus allen Erwägungen geht hervor, daß nicht eine Ursache allein sondern eine ganze Menge von Umständen zusammen den Wohnungsmangel verursachte. Die kritischen Jahre über lag die Bautätigkeit sozusagen still. Der Privatmann mochte das Risiko nicht auf sich

völkerungsgeschichte an Eheschließungen kennt. Die Deutschen wollten aber auch alle wohnen und zudem, das darf nicht unterschätzt werden, waren sie nicht mehr so ans enge Zusammenhocken gewöhnt wie frühere Generationen. Ihre Ansprüche und die Ansprüche Aller an die Wohnungen sind in den letzten Jahren gesteigerte; die Familien, die früher zwei Zimmer und Küche

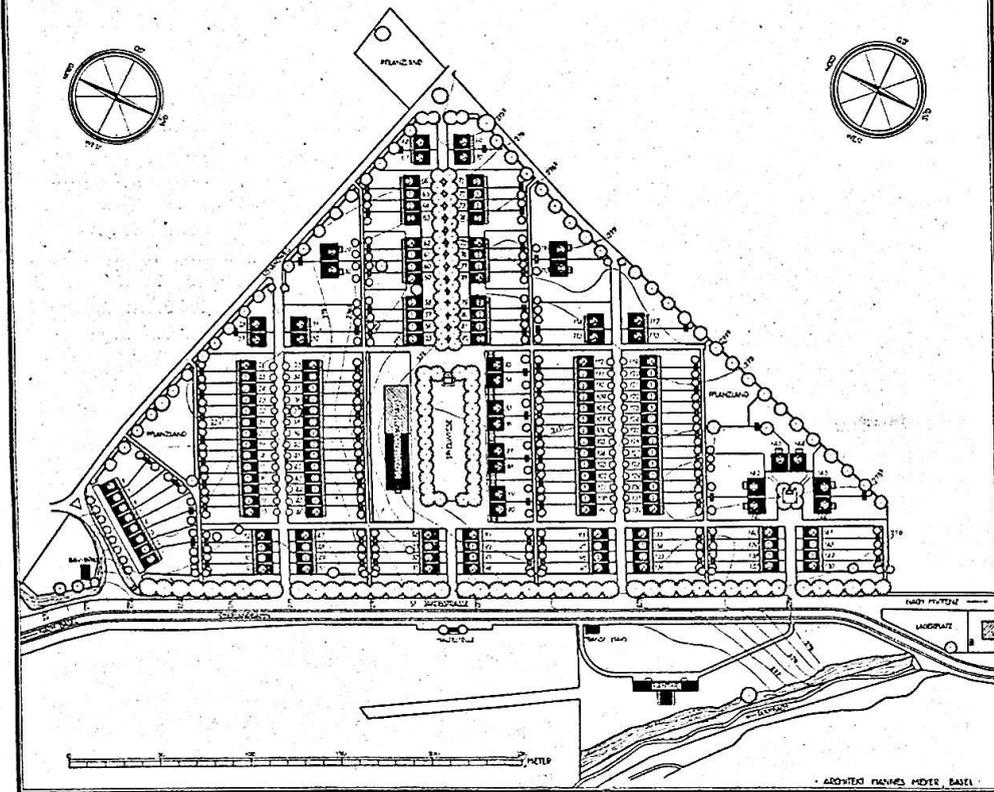
bewohnten, brauchen heute aus einem gesunden Bedürfnis nach Luft, Freiheit und Licht heraus noch ein drittes Zimmer und eine Mansarde dazu.

So lagen die Verhältnisse als der Wohnungsmarkt ausverkauft war und immer noch rege Nachfrage herrschte. Und damit trat das große Problem der Bekämpfung der Wohnungsnot auf den Plan.

Man weiß, wie eng fast alle Gewerbe und Industrien mit dem Gedeihen des Baugewerbes ver-

Ebenfalls durch diese Kreditaktion angeregt oder durch besondere Bestimmungen über die Kriegsgewinnsteuer begünstigt hat auch die genossenschaftliche Bautätigkeit zur Entlastung des Wohnungsmarktes eingesezt, und es ist interessant die beiden Siedelungen „Freidorf“, welche von der Konsumgenossenschaft (W. S. K.) und „Wasserhaus“, welche von einer privaten Genossenschaft erstellt wurden, miteinander zu vergleichen.

SIEDELUNG FREIDORF AUF DEM SCHÄNZLI IN MUTTENZ BEI BASEL LAGEPLAN



knüpft sind. Die Hoffnung, zwei Fliegen auf einen Schlag zu treffen, wenn man aus Mitteln des Fiskus die private Bautätigkeit anzuregen vermochte, war also nicht ungerechtfertigt. Mit Hilfe von Bundes-, Kantons- und Gemeindefsubventionen sollte sowohl der Wohnungsnot als auch der Arbeitslosigkeit gesteuert werden. So gut im Grunde genommen diese Idee und der dahinter stehende Willen auch sein mögen, die Schmier wird mit der Zeit unserm Lande zu teuer und die vorgesehenen Kredite sind aufgebraucht, obschon sie im Gesamten viele Millionen betragen haben.

Die Baugenossenschaft „Wasserhaus“.

Die Baugenossenschaft „Wasserhaus“ in der Neuen-Welt bei Münchenstein ist eine Wohngenossenschaft auf privatwirtschaftlicher Grundlage. Sie hat ein 70,386 m² umfassendes Areal auf leichter Anhöhe linksufrig der Birs und am Ausfluß des St. Albenteiches beim Birsfall käuflich erworben um die Summe von Fr. 170,806.50 und der beabsichtigten Kolonie von Häusern den Flur- und Katasternamen „Wasserhaus“ gegeben.

Ihre Gründung verdankt die Genossenschaft der „Basler Vereinigung für industrielle Landwirtschaft und Innentolonisation“, einer Vereinigung größerer

Basler Firmen, die schon während der Kriegszeit ein zirka 110 ha umfassendes Dedland bei Buochs urbar machen wollte, um die landwirtschaftlichen Ertragnisse in der Zeit wo alle Nahrungsmittel knapp waren, ihren Arbeitern und Angestellten zukommen zu lassen. Jenes Projekt hat dann aber den Eigentümern des Dedlandes so sehr imponiert, daß sie sich im letzten Augenblick vor Vertragsabschluß dazu entschlossen, das Land selbst zu urbanisieren. Die Vereinigung pachtete hierauf im Febr. 1919 ein zirka 70 Jucharten umfassendes Areal auf „Rahl“ bei Klein-Lügel und bepflanzte es mit Hafer. Mit Kriegsende liquidierte die Vereinigung ihre industrielle Landwirtschaft und wandte sich der Be-

unsinnig, billige Wohnungen auf baselstädtischem Boden erstellen zu wollen und dafür Subventionen vom Bunde zu verlangen. Wirklich billiges Land ist in Baselstadt überhaupt nicht mehr zu haben und es blieb kein anderer Ausweg, als außerhalb des Kantons zu gehen. Das liegt aber überhaupt in der heutigen Entwicklung der Wohnungspolitik. Die Vereinigung war von Anfang an der Meinung, daß es sich darum handle, den Industriearbeiter, den Angestellten und seine Familie aus den hygienisch und moralisch ungesunden Mietkasernen der Städte hinaus aufs Land, an Sonne und Luft zu verpflanzen und ihnen für ihre freie Zeit anstelle von Vereinsmeierei, Kino und Wirtshaus eine gesunde



Straßenansicht aus der Siedlung Wasserhaus.

kämpfung der Wohnungsnot zu, da auch an die Industrie, welche die Arbeiter in ihre Zentren zieht, der Ruf erging, sie möchte freiwillig beitragen zur Lösung dieses Problems.

Die Vereinigung wollte aber nicht nur mithelfen, die herrschende Wohnungsnot zu mildern, wie es ihre Mitglieder privatim und von jeher durch den Bau von Arbeiterhäusern getan hatten; sie wollte zugleich ein praktisches Beispiel dafür geben, wie in Zusammenarbeit von Industrie und wohnungsbedürftiger Bevölkerung (Angestellte und Arbeiter) die Wohnungsnot in idealer Weise behoben werden kann und auch zeigen, daß der Staatssozialismus noch nicht die einzige Lösung solcher Fragen bietet!

Bei den heutigen Bodenpreisen im Kanton Baselstadt schien es unwirtschaftlich oder geradezu

und befriedigende Beschäftigung im Freien und die Freude an der Natur wieder zu verschaffen.

In der Eingabe an die basellandschaftliche Regierung heißt es dann wörtlich weiter „Aus sozialpolitischen Erwägungen wollen wir den Schritt auch ganz tun und dem Arbeiter oder Angestellten an Stelle der Mietwohnung ein eigenes Heim bieten. Wir haben uns daher entschlossen, nur Einfamilienhäuser zu bauen und diese als Regel an die Bewohner zum Selbstkostenpreis zu verkaufen. Damit hoffen wir dazu beizutragen, den „heimatlosen Proletarier“ wieder zum selbsthaften Bürger zu machen, sein persönliches Interesse gegen die kommunistischen Tendenzen zu gewinnen.“ Jedem Haus sollte ein Garten von 100–200 m² Fläche zugehören und es sollte den Bewohnern die Möglichkeit geboten werden weiteres Pflanzland, anstoßend an die

Kolonie, von der Vereinigung zu mäßigem Preise zu pachten. Sie wollte also die Mietwohnung im Mehrfamilienhaus, die zweifellos eine der unerfreulichsten Erscheinungen der neueren Zeit ist, vermeiden und dem Arbeiter und Angestellten das Gefühl der Abhängigkeit und der Heimatlosigkeit, das ihnen das Zusammengepferchtsein in den Mietkasernen gibt, und die beständige Angst vor Kündigung und Steigerung nehmen, ihm anstelle der bloßen „Unterkunft“ ein „Heim“ bieten.

Die Finanzierung war so gedacht, daß die Vereinigung der Industrie für die Kosten aufkam und gestützt auf den Bundesratsbeschuß vom 23. Mai 1919 vom Bunde eine Subvention erhielt. Als Vor-

solte dadurch ausgeschlossen werden, daß im Grundbuch ein Rück- und Vorkaufsrecht für die Genossenschaft eingetragen wurde. Das ist gleichzeitig ein Kiegel gegen die Ueberlastung der Häuser mit Hypotheken. Um den Hausbesitzer oder Mieter von der geldgebenden Industrie ganz unabhängig zu machen, wurde eine gemischte Genossenschaft mit zwei Kategorien von Mitgliedern gegründet, welche in sich stimmen und wählen können, als Kategorien aber gegenseitig durchaus gleichberechtigt sind. In der einen Kategorie sind die Geldgeber vereinigt, in der andern die Bewohner der Siedelung. So wird vermieden, daß der Geldgeber irgend einen Druck auf den Hausbesitzer oder Mieter ausüben



Straßenansicht aus der Siedelung Wasserhaus.

recht wurde dafür den privaten Geldgebern zugesichert, daß sie, soweit sie dafür Verwendung hatten, die Häuser für ihre Angestellten und Arbeiter beanspruchen konnten. Die geldgebende Firma konnte dabei immer noch in einzelnen Fällen beim Ankauf eines Hauses durch einen ihrer Angestellten diesem Erleichterungen gewähren. Sei es, indem sie ihm ein Hypothekendarlehen oder aber zunächst einen vorteilhaften Mietvertrag, der Aussicht und Ansporn zu späterem Erwerb gab, anbot. Verkauf und Vermietung erfolgen nur durch die Genossenschaft, wobei die Vermietung nur auf Grund von besondern Verträgen zwischen der Firma und der Genossenschaft möglich sein sollte. Von der Anwendung des „Baurechts“, mit dem bei uns noch keine Erfahrungen gemacht worden sind, sollte abgesehen werden. Die Spekulation mit den Häusern

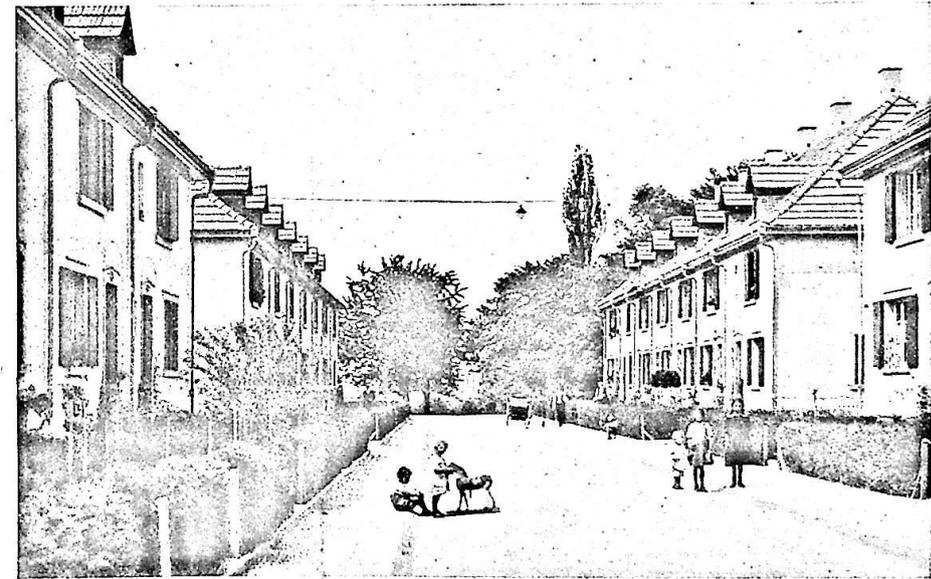
kann. Diesen Richtlinien ist die Vereinigung, trotz aller Schwierigkeiten, namentlich in Bezug auf die Finanzierung, treu geblieben.

Vorgesehen waren ursprünglich 100 Häuser von drei verschiedenen Größen, die Gesamtkosten waren mit Fr. 3,452,000.— veranschlagt. Allerlei unliebsame Ueberraschungen blieben nicht aus. So lehnte es der Regierungsrat von Baselstadt ab, eine Subvention an das Unternehmen zu leisten, während der Regierungsrat von Baselland wohlwollende Unterstützung zur Erlangung einer Bundessubvention zusicherte, aber selbst keine Subvention leistete. Nach dem Bundesratsbeschuß vom 23. Mai 1919 wäre eine Subvention à fonds perdu bis zu 15% der Bau Summe zu erwarten gewesen, also ein Betrag von Fr. 488,250.—; außerdem eine Bundeshypothek zu 4% in der Höhe von Fr. 325,500. Un-

erwartet war daher nach längeren Verhandlungen der Entscheid des eidg. Amtes für Arbeitslosenfürsorge, daß die Subvention und die Subventionshypothek des Bundes zusammen im besten Falle Fr. 500,000.— nicht überschreiten werde, ja daß das Siedelungsprojekt überhaupt nicht mehr ernstlich für eine Bundessubvention in Betracht falle, da man in Zukunft von der Industrie ein subventionsloses Vorgehen verlangen werde. Dies alles zusammen gefährdete die Ausführung des Projektes ernstlich und nur der unerschütterliche Optimismus der leitenden Persönlichkeiten in der Vereinigung war im Stande, das Projekt, wenn auch in etwas reduzierter Gestalt, zu verwirklichen.

Mushubmaterial sich für Betonarbeit nicht eignete. Dieser letztere Umstand allein hat dazu gezwungen, Kiesmaterial heranzuführen, während die 12 Sondierungsbohrlöcher überall guten Kiesuntergrund ergeben hatten, fand man beim Mushub meist große Lehmschichten, wodurch rund 30,000 Fr. Mehrauslagen entstanden.

Das Projekt des Architekten W. Brodtbeck, Nestal, das heute teilweise ausgeführt ist, stellt die hundert Häuser in 14 Blocks so auf, daß sie vom Morgen bis zum Abend jeden Sonnenstrahl zu haschen wissen und das wärmende Licht die Häuser von allen Seiten umschmeichelt. Ein Platz in der Mitte ist für ein Kaufhaus, in dem die Hausfrauen



Straßenansicht aus der Siedelung Wasserhaus.

Es stehen nun 60 Häuser, die seit dem Frühling 1922 alle bewohnt sind. Die Häuser Typ A kamen auf Fr. 28,627.— mit eingebauter Mansarde zu stehen, so daß der Selbstkostenpreis nach Abzug der Bundessubvention und der Subvention durch die Anteilsscheinträger auf Fr. 22,456.05 sich reduziert. Die Häuser Typ C stellen sich nach Abzug der Subventionen auf Fr. 29,793.30. Vermietet werden die erstern für Fr. 1400, die letztern für Fr. 1780.—. Der Bund leistete à fonds perdu Fr. 203,500 und eine gleich hohe Hypothek zu 4% auf 15 Jahre fest. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 2,003,929.20 Fr., so daß der Voranschlag um 114,329.50 überschritten ist. Die Mehrkosten entstanden dadurch, daß die Häuser etwas verbreitert wurden, verschiedene Verbesserungen im Innern der Häuser angebracht wurden und das vorgesundene

alles nötige einkaufen können, reserviert; möglicherweise werden sich die männlichen Einwohner der Siedlung dort auch schaben lassen, wenn sie's nötig haben, sicher aber werden sie sich in der Wirtschaft, die der Nordwestecke vorgelagert ist, zu weissen Gesprächen einfinden, sobald das Projekt verwirklicht ist. Eine Allee umfaßt die ganze Anlage und ein großes Stück Pflanzland wird für Grün-gemüse besorgt sein. Endlich ist auch ein Spiel- und Badeplatz vorgesehen. Die Häuser enthalten 5 Zimmer, Küche, Mansarde, Bad, Waschküche und Keller. Eine rhythmische Gleichmäßigkeit, die auch gar nicht unangenehm wirkt, war durch den Reihenaubau natürlich gegeben. Dennoch ist jedem einzelnen Hause eine eigene Note bewahrt, indem über der Tür im Sturz eine für jedes Haus verschiedene künstlerische Steinplatte eingelassen ist, den Frie-

den und die Häuslichkeit des heimischen Herdes zu verkünden.

Zwischen all den Blumen, Pflanzplätzen, Alleen u. dem lustigen Wasser der rauschenden Birs, fühlen sich die Bewohner dieser jungen Siedelung äußerst wohl und sie hängen auch mit „Leib und Seele“ an ihrer Siedelung. Viel glücklicher leben sie und ihre Kinder als in den dumpfen, engen Gassen der Großstadt. Sie haben sich durch die Genossenschaft den Postverkehr, die elektrische Straßenbeleuchtung, die Rehrichtabfuhr geregelt und auch einen provisorischen Feuerwehrdienst eingerichtet. Eine Stelle ist geschaffen, wo sie unter sich die Beschwerden oder Wünsche anbringen können. Wohn-, Tier-, Stall-, Garten- und Pflanzlandkontrollen schauen zum Rechten und stehen den Bewohnern, wenn es nötig ist, mit Rat und Tat bei.

Durch die im „Wasserhaus“ verwirklichte Idee, deren Schöpfer Herr Oberst Peter Sarasin-Mioth ist, wird ein leuchtendes Beispiel dafür geschaffen, wie in der heutigen wirtschaftlichen Ordnung der Arbeitgeber seinen Arbeitnehmern die Hand dazu bieten kann, mit der Zeit zu eigenem Grund und Boden zu kommen, sie dadurch sozial zu heben und durch die Weckung der Freude jedes Einzelnen, am eigenen Heim und an der Natur seinem Leben eine neue Richtung zu geben, ohne daß der Geldgeber in der Genossenschaft mehr Rechte hat als der Hausbesitzer oder Mieter. Und alles ohne viel Reglementierung.

Die Siedelungsgenossenschaft Freidorf.

Die Konsumvereinsbewegung hat wohl in der Siedelungsgenossenschaft „Freidorf“ das Höchste erreicht, was bisher auf konsumgenossenschaftlichem Boden geschaffen worden ist. Auf dem „Schänzli“, rechtsufrig der Birs bei St. Jakob, erhebt sich heute auf der Ueberhöhung, durch die Hochterrasse der Flußablagerungen gebildet, ein schmuckes Dörflein von 150 Häusern. Es liegt in der basellandschaftlichen Gemeinde Muttenz und ist nicht etwa entstanden, wie die übrigen Ortschaften im Baselbiet, die langsam, ein Haus nach dem andern aufgebaut wurden, sondern entsprang einem Entschluß, der mit dem Fuß ein Dorf aus dem Boden stampft. Ganz so einfach ging die Sache allerdings nicht, die 150 hübschen Häuser sind nicht einfach aus dem Boden geschossen, wie etwa Pilze bei feuchtem Wetter. Sondern da mußte in das Stück Land, das insgesamt 84,915 m² umfaßt, die ganz ansehnliche Summe von Fr. 7,515,140.87 hineingesteckt werden, damit das Riesenwerk gedeihen konnte.

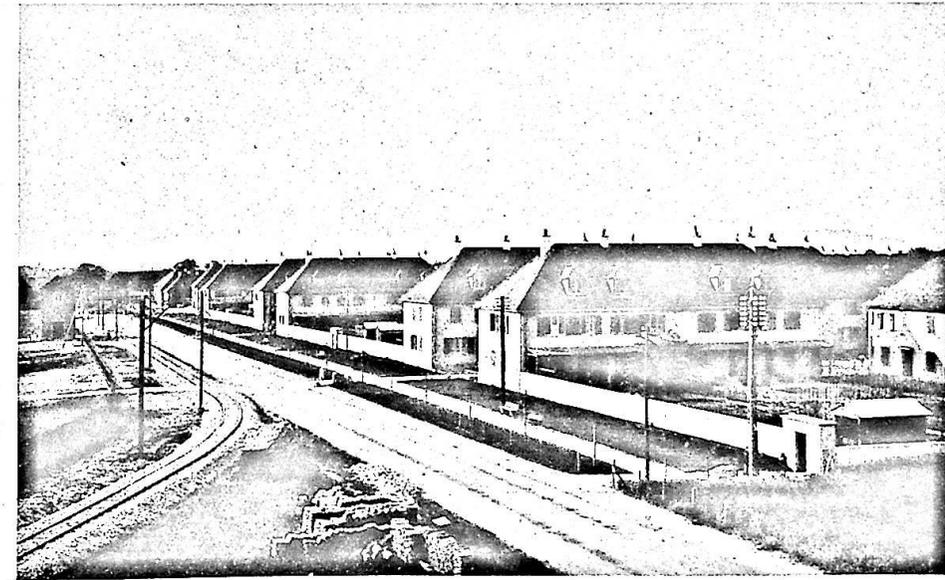
Das „Freidorf“ verdankt seine Existenz einer Stiftung des Verbandes Schweizerischer Konsumvereine, dem die Siedelungsgenossenschaft als Mitglied angehört. Die Verbandsbehörden haben die Ueberzeugung daß der Arbeitgeber gewissermaßen

die Verpflichtung hat, für Wohnungen seiner Angehörigen zu sorgen, namentlich dann, wenn er gezwungen war, wie das beim B. S. K. zutrifft, Wohnungen zu Bureauzwecken umzuwandeln. Dann aber haben sie auch die schöne Auffassung, daß während der kritischen Zeit des Wohnungsmangels jeder, der es kann, an der Lösung der Wohnungsfrage mitarbeiten soll. Endlich erachten sie es als eine wichtige Erkenntnis, daß die wahre Erziehungsarbeit der Menschen nur in kleinen Gruppen erfolgen kann und vor allem Erfolg verspricht, wenn gleichzeitig jede Familie über ein Heim verfügt. Wer mit der Natur in engster Beziehung steht und lebt, dessen Denkart wird günstig beeinflusst. Die Siedelung soll zu einer Art Vollgenossenschaft werden; die Siedler sollen die Möglichkeit erhalten, ihren ganzen Bedarf in der Genossenschaft zu decken. Das Prinzip der Selbstverwaltung wird darin in weitem Maße zur Anwendung gelangen und der Einzelne soll einen Teil seiner freien Zeit freiwillig und unentgeltlich in den Dienst der Genossenschaft stellen. Das sind die Grundsätze, nach denen das „Freidorf“ geschaffen und verwaltet worden ist, sie sollen vorbildlich wirken nicht nur für die schweizerische Bewegung, sondern auch für das Ausland, das dem Werke heute schon großes Interesse entgegenbringt. Kurz, die Siedelungsgenossenschaft hofft, die Förderung der sozialen Wohlfahrt und die Verbesserung der Lebenshaltung ihrer Mitglieder dadurch zu erreichen, daß sie durch Errichtung von guten Wohnungen, durch die Beschaffung alles dessen, was die Bewohner zum Lebensunterhalt bedürfen, wobei nicht zuletzt der geistigen Förderung Aufmerksamkeit geschenkt werden soll, den Menschen in einfache aber gesündere Verhältnisse versetzt.

Dieses Ideal zu erreichen, hat der Verband schweiz. Konsumvereine der Siedelungsgenossenschaft Freidorf als Stiftungskapital 7½ Millionen Franken übergeben, die aus ausländischen Warentransaktionen zur Versorgung des Landes mit Gütern herrühren. Nach den Vorschriften über die Kriegsgewinnsteuer, denen dieser Betrag unterlag, darf vom steuerpflichtigen Reinertrag eines Betriebes diejenige Summe in Abzug gebracht werden, die als Zuwendungen für Wohlfahrtszwecke verwendet werden. Jeder Schweizerbürger darf also mit einer gewissen Berechtigung und zugleich mit einem Anflug von Stolz behaupten, seine, nämlich die schweizerische Kriegsgewinnsteuerkasse, habe auf eine Einnahme verzichtet, die im Freidorf zugunsten eines Teils unsrer Mitbürger investiert wurde. Zwar darf er sich ein gleiches Gefühl gestatten gegenüber andern Bauten, an die eine direkte Subvention geleistet wurde, denn da hat er nicht nur auf eine Einnahme verzichtet, sondern ganz kräftig in den Sack gelangt, damit einerseits der Wohnungsmarkt, andererseits aber der Arbeitsmarkt sich günstiger gestalten konnten.

Nun ist begreiflich, daß eine Wohlfahrtszuwendung nicht im Sinne einer Bankeinlage verzinst werden soll. Darum ist auch das Mietzinsserträgnis aus dem Freidorf nur mit 140,000 Fr. angenommen. Eine sehr schöne Zukunftsmusik tönt dennoch aus dem Vertrag, der diese Miete festsetzt. Danach würde der Unterhalt der Häuser, Straßen, die Amortisation u. a. m. nur 70,000 Fr. vom Mietzinssertrag verschlingen, die übrigen 70,000 Fr. aber sollen einer noch zu gründenden neuen Stiftung zugeleitet werden, die den Zweck hat, auch an andern Orten ein gleiches konsumgenossenschaftliches Dorf zu erstellen. Diese Einlagen und das kapitalisierte Zinsserträgnis würden gestatten, nach 38 Jahren

Die Siedelung „Freidorf“ hat die Form eines Dreiecks, das mit einer Seite an die große Straße Basel-Muttenz anlehnt. Die Ueberlandbahn hat gerade vor der Mitte dieser Seite eine Haltestelle. Für die Zwecke des B. S. K. ist die Lage deshalb sehr günstig, weil sowohl im benachbarten Basel als auch in Pratteln droben die Bewohner des Freidorfs in den Etablissements des Konsumverbandes ihrer Arbeit nachgehen. Nach der Art alter Städtchen umfaßt eine Mauer die ganze Siedelung. Natürlich ist sie nicht als Kriegszeug gedacht, sondern sie hat einen viel moderneren Feind, die Staubplage, zu bekämpfen. Vor der Mauer liegt ein offener Blütenstaudengarten, ihm entlang zieht sich



Siedelungsgenossenschaft „Freidorf“. Ansicht von der Muttenzerstraße.

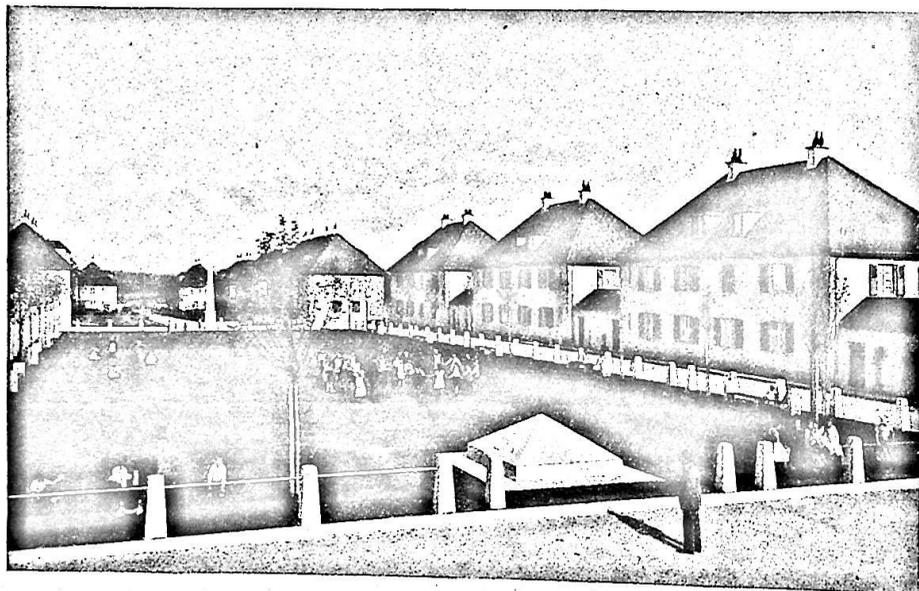
eine weitere Siedelung, nach weiteren 27 Jahren eine dritte und nach abermals 21 Jahren eine vierte Siedelung zu erbauen. Nach 100 Jahren wären fünf Siedelungen erbaut, von der Annahme ausgehend, daß jede Siedelung rund 7½ Millionen Franken erfordern würde. Da jede Siedelung gleich wie die erste die jährlichen Ueberschüsse dieser Stiftung zur Förderung von Siedelungsgenossenschaften zuzuweisen hätte, so wären, wenn dieser Gedanke theoretisch weiter gesponnen wird, nach 300 Jahren die dann zumal eingehenden Zinsserträgnisse derart groß, daß nahezu jedes Jahr eine Siedelung im Werte von 7½ Millionen Franken errichtet werden könnte. Man sieht, die Ausichten, welche durch die einmalige Stiftung sich aufthun, sind großzügig und zeigen verlockende Früchte des treuen Gemeinschaftsgedankens.

ein Spazierweg, mit dem parallel zur Straße ein mit hoffnungsvollen Nußbäumen bepflanztes Rasenband und eine Ligusterhecke laufen. In der Mitte der gesamten Anlage breitet sich eine große Spielwiese aus. Vier Straßen führen durch die Häuserreihen, freundlich umfaßt von den Vorgärten. Zahlreiche Querwege verbinden die Straßen miteinander. Die Gärten welche von der Laubensafade der Häuser auslaufen, sind an der Endseite durch Wege getrennt, die das Betreten und die Zufuhr von Dünger zc. von außen möglich machen. Ganz lustig zu schauen sind die Kaninchen- und Hühnerställe, die sich diesen Düngerwegen entlang aufgepflanzt haben. Schöner allerdings ist der Anblick der emsig bebauten Gärten selbst, wo der Arbeiter und der Angestellte seine freien Stunden zubringt. Dort empfindet er auch etwas die Freuden

und Leiden des Bauersmannes. Seine Augen strahlen, wenn sich die Bohnen höher und höher um die Stangen ranken, aber Unruhe befällt ihn, wenn das junge Birnbäumchen im Blust steht und hagelgelbe Wolken über den Jura hereintreiben.

Die Häuser selbst unterscheiden sich nach drei verschiedenen Typen. Sie enthalten 4 bis 7 Wohn- oder Schlafräume, Küche Keller, Waschküche, Badezimmer und Estrich. Die kleineren Typen fassen 570 bis 600 Kubikmeter, die zweite Variante ist größer und hält 7—800 Kubikmeter und der größte Typ 1052 Kubikmeter. Von Typ 1 sind 110 Reihenhäuser erstellt, die 32—35,000 Fr. kosteten; 20 Doppelhäuser sind nach dem zweiten Modell erbaut,

Häuschen mieten oder kaufen können, daß der Mieter sich ferner als Einwohner des Freidorfs dazu verpflichtet, alle seine Bedürfnisse im Konsumverein zu decken und politische wie konfessionelle Neutralität zu üben verspricht; selbstverständlich muß er Mitglied der Siedelungsgenossenschaft sein und als solches mindestens einen Anteilsschein zu Fr. 100.— gezeichnet und einbezahlt haben. Das Mietrecht ist unkündbar. Der Mieter braucht also nie zu befürchten, daß er eines schönen Tages auf der Straße steht. Das gibt ihm ohne weiteres auch das starke Gefühl, im Freidorf daheim und bodenständig zu sein. Die Ehefrau oder andere Erben können die Mitgliedschaft fortsetzen. Untermiete bedarf der Ge-



Siedelungsgenossenschaft „Freidorf“. Spielplatz.

ihr Erstellungspreis beträgt 39—43,000 Fr. Vom größten Typ stehen 5 Doppelhäuser zu je 54,680 Fr. Die innere Ausstattung der Häuser ist modern, außer dem Kochherd für Kohlen- und Holzfeuerung ist auch ein solcher für elektrische Beheizung eingerichtet. Ein Warmwasserspeicher liefert das durch Elektrizität erwärmte Wasser für Küche und Badezimmer. Die Mietpreise variieren je nach der Größe des zugehörigen Gartenlandes und der eingebauten Mansarden, bei Typ 1 ist er 850—925 Fr., bei Typ 2 1100—1275 Fr.; bei Typ 3. 1600—1720 Franken. Die Hauszinsbeträge entsprechen also dem Kapitalaufwand und dem Zinsfuß nicht, aber gerade die Bestimmung über ihre Verwendung kann fortwährend Gutes erzeugen. Unter den Bedingungen für die Mietberechtigung sticht hervor, daß nur Angestellte und Arbeiter des B. S. R. ein solches

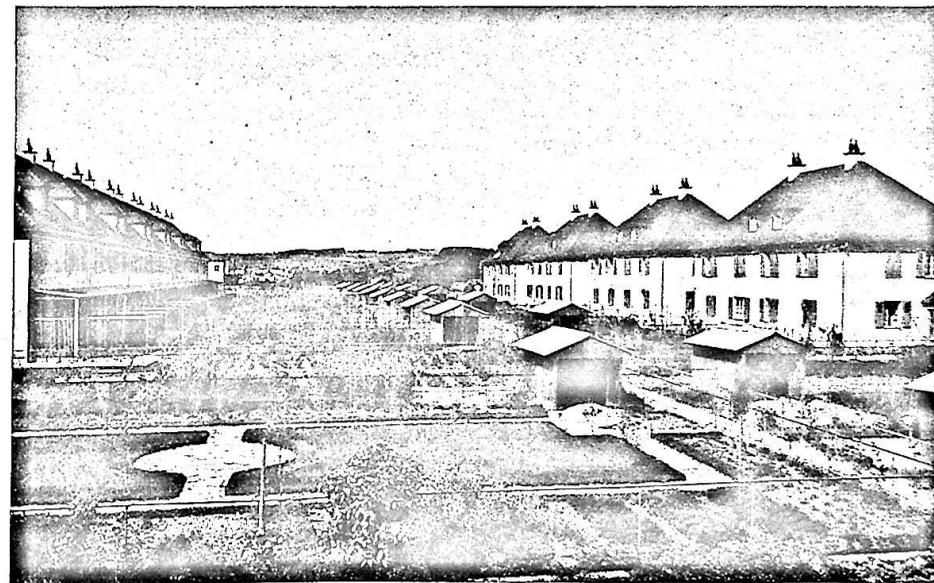
Genehmigung des Verwaltungsrates der Genossenschaft.

Etwas Neues auf Schweizerboden bringt die Verkaufsart der Häuser. Auch hier bleibt wie bei der Miete der Verkauf nur auf Mitglieder der Genossenschaft beschränkt. Aber der Verkauf ist nicht ein absoluter, sondern die Häuser werden im **B a u r e c h t** abgegeben. Der Mieter wird dadurch Eigentümer des Hauses. Grund und Boden bleiben aber Eigentum der Genossenschaft. Ohne Zustimmung des Verwaltungsrates darf das Baurecht nicht veräußert werden. Beim Aufhören der Mitgliedschaft geht das Gebäude wieder in das Eigentum der Genossenschaft über und zwar zum dannzumaligen Verkehrswert, der aber nicht höher sein soll als der Ankaufspreis. Das sind die Kaufbedingungen, mit denen man hofft, jegliche Spekulation mit den

Häusern hintertreiben zu können. Bisher hat man auf diesem Gebiete in der Schweiz noch keine oder doch nur sehr spärliche Erfahrungen, doch scheinen die Erfahrungen im Auslande mit dem Baurecht die Einführung dieser Art des Verkaufs vollaus zu rechtfertigen.

Außer den Wohnhäusern ist mitten im Dörfchen ein Genossenschaftshaus erstellt worden, in welchem die Einwohner ihre Einkäufe besorgen können. Auch dient es ihnen als Vereinshaus und Gemeindefaal, wo die Sitzungen und Unterhaltungsabende abgehalten werden. Allein, nicht nur nützliche Gebäude, sondern auch Bauten, die rein dekorativ wirken sollen, hat sich dies moderne Dörfchen zugelegt.

Sanitätsposten ein und verhütet oder beseitigt sanitärische Uebelstände. Wieder einer andern, der Betriebskommission ist die Aufsicht über die technischen Betriebe überbunden, also die Verkaufslotale, die Bäckerei und das Restaurant. Das gesamte Baugeschehen untersteht einer Baukommission und eine Finanzkommission stellt Voranschläge auf und begutachtet notwendig werdende Kreditbegehren. Endlich schafft eine Unterhaltungskommission besondere Abwechslungen wie Vergnügungsanlässe, Konzerte und Theater. Wie dies in allen Gemeinden üblich ist, ist auch eine Feuerwehr ins Leben gerufen worden. Die Leitung des Löschwesens und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sind



Freidorf. Gemüsegarten mit Kleintierfäßen.

So stehen zwei schlanke Obeliskten über munter sprudelnden Brunnen und ein denkmalartiger Stein spricht von der Entstehung des Dorfes das den eingeeengten Städter in so glückliche Verhältnisse versetzt.

Die Gemeinschaft ist, wie schon angedeutet, nicht nur eine solche zur Pflege des materiellen Wohles der Einwohner, sondern auch des geistigen. Außer den Organen der Genossenschaft wie Generalversammlung, Verwaltungsrat und Rechnungsprüfungskommission sind eine Reihe von Kommissionen geschaffen, die den innern Aufbau der Siedelung fördern und beraten sollen. Eine Erziehungskommission verbreitet die genossenschaftlichen Grundsätze, verwaltet die Bibliothek und den Lesesaal und überwacht die Kinovorstellungen. Eine weitere Kommission wacht über der Gesundheit, richtet

einer besonderen Sicherheitskommission anvertraut. Zweifellos hat von allen diesen Kommissionen das Finanzministerium, wenn man so sagen will, das weiteste Gebiet. Sie ist denn auch schon in Verhandlung getreten um einer Agentur für die Möbelsversicherung im Freidorf einen Sitz zu verschaffen. Sie hat ferner die Vorarbeiten für die Errichtung einer genossenschaftlichen Spar- und Hilfskasse innerhalb der Siedelung durchgeführt. Sie soll vor allen Dingen das Sparen im kleinen dem Einwohner lehren. Ein Bagen täglich, wer vermöchte das nicht? Und doch macht nach zwei Jahren und 270 Tagen dieser kleine Bagen schon 100 Franken aus. Aus den Zinsen und andern Zuwendungen wird ein Hilfskassenfonds gebildet, der zu Erziehungs- und Bildungszwecken innerhalb der Siedelung verwendet werden darf.

Einige Bilder aus dem Freidorf, die hier wieder gegeben sind, mögen zeigen, wie wohnlich und heimelig dieses aus dem Boden gestampfte Dorf, das nach den Projekten des Architekten H. Meyer, Basel, erbaut ist, sich präsentiert. Und die bisherigen Erfahrungen geben diesem äußerlichen Bild recht, im Freidorf herrscht ein gutes allgemeines Verhältnis zwischen den Siedlern und überall ist der feste Wille vorhanden, dasselbe aufrecht zu erhalten und zu festigen. Die gemeinschaftliche Arbeit und der gemeinsame Aufbau des innern Lebens kittet die Bewohner zusammen. Das ist Ends aller Enden auch die Absicht des schöpferischen Gedankens, dessen Träger der Präsident der Verwaltungskommission des B. S. K., Herr B. Jäggi-Büttiker, ist. Sein Ideal ist, die Pestalozzische Theorie über die genossenschaftlichen Gemeinschaftsideale in die Wirklichkeit zu übertragen. Mutterliebe, Vater-, Bruder- und Schwesterinn sollen über das Haus hinaus auch in den weiteren Gemeinschaften sich als allezeit lebendige Kräfte bewähren, d. h. die wohlgebildete Individualkraft soll sich immer in soziale Gemeinschaft umsetzen. Der Anfang der Verwirklichung dieser Ideale ist gemacht im Freidorf, der Wille zur Weiterführung ist vorhanden, die Vorbedingungen zu einem vorbildlichen Gemeinschaftsleben sind also gegeben und vorhanden; daß die schönen Hoffnungen nicht zu schanden werden, hängt einzig und allein von unsrer menschlichen Schwäche und Zwierspältigkeit ab. Möge das Gute, das Ideale über die Kleinheit siegen.

Heimweh.

Von Margaretha Schwab-Plüb.

Gang, sag du zum Bäcker:
Los, läb di au y!
Es rümt halt und glizeret
und bruchet vorby.

Gang, sag zu der Wulche:
Gäl, läbch di au y?
Es trybt se halt heizue,
wie wenn's so müeßt sy.

Zum Wind gang go säge:
Ghörich, läb di jez y!
Er wäht näbedure
und pffyt der halt dry.

Muesch nümme meh froge:
„Wo stuumfch denn au hi?“
I ha's halt wie sälbi,
's isch sterker as i.



Launige Ecke.

Ein ganz Gerissener. Zu einem bekannten Münchner Rechtsanwalt kam kürzlich ein erfolgreicher Schieber und setzte ihm lang und breit einen Streitfall auseinander, den er mit einem andern Ehrenmann seiner Junft hatte. Schließlich fragte er ihn, ob er gegen seinen Widersacher prozessieren solle. Der Anwalt bejahte dies eifrig. Das Recht sei sonnenklar auf seiner Seite und das Vorgehen des andern grenzte hart an Betrug. Der Prozeß werde von ihm unbedingt gewonnen werden. „Ich danke, Herr Rechtsanwalt,“ erwiderte der Mann, „also werde ich nicht prozessieren. Ich bin nämlich nicht ich, sondern der andere.“

Das Telegramm. Eine Witwe sandte ihrer Freundin nach dem Tode ihres Mannes folgendes Telegramm: „Karl tot. Verluft vollständig durch Lebensversicherung gedeckt.“

Starke Familie. Beamter: „Wie stark ist Ihre Familie?“ — Bauer: „Wenn mer zemmalte, so verhaue mer 's ganz Dorf!“

Mißglücktes Kompliment. Ein störrischer Esel wurde von seinem Meister mit rohen Schlägen bedacht. Dies sah ein Polizist und befahl dem rohen Patron, die Mißhandlung sofort einzustellen, ansonst er ihn auf den Posten führen würde, was den andern bewog, mit der Mißhandlung inne zu halten. Ein Mitglied des Tierchutzvereins, das ebenfalls den Vorfall mit angesehen hatte, trat auf den Polizisten zu und meinte zu dem Gesetzeswächter: „Das freut mich, Herr Polizist, das war eine edle Tat und immer, wenn ich einen Esel sehe, wird er mich an Sie erinnern!“

Kurze Briefe.

Der kürzeste Briefwechsel, den die Welt kennt, ist aus dem alten Rom bekannt. Cicero schrieb einem Freunde: „eo rus“ (ich gehe aufs Land). Die Antwort lautete: „i.“ (geht)

Einige weitere kurze Briefwechsel sind folgende: Friedrich der Große schrieb an Voltaire:

$$\frac{p}{a} \text{ a } \frac{6}{100}$$

(französisch zu lesen: a sous p a cent sous sig; gleichlautend mit: à souper à Sanssouci). Der geistreiche Dichter schrieb zurück: G a (Gé grand, a petit = j'ai grand appétit).

Ein noch kürzerer Briefwechsel ist folgender: Ein Schriftsteller, der sich über den Erfolg seines Romans erkundigen wollte, schrieb dem Herausgeber des Blattes, das die Arbeit veröffentlichte, auf einer Postkarte: „?“ Als Antwort kam: „!“

Mein Garten.

Humoreske von Th. Baerwart.

Mit unbezwingbarer Sehnsucht denke ich an jene seligen Zeiten, da ich meinen Kohl nicht selber pflanzte, da ich noch sorglos beim Rauche meiner abendlichen Zigarre die Zeitung las und mich, frei von allen Kümernissen des Lebens, zur Ruhe legte, um dem Glücke des neuen Tages entgegenzusehnarhen. Heute ist alles anders geworden. Heute pflanze ich meinen Kohl im eigenen Garten, plage mich ab im Schweiß meines Angesichts, um der Natur ihre tiefsten Geheimnisse zu entlocken — leider umsonst, trotzdem ich einer der geriebensten Gärtner bin. Ich konsultiere im Tage sechsmal das Barometer, lese gründlich die Witterungsberichte der schweizerischen meteorologischen Anstalt, besitze ausgedehnte Kenntnisse über die Bodenbeschaffenheit, über die besten Düngmittel und die ausgiebigsten Gemüse- und Fruchtorten, über pflanzliche und tierische Schädlinge. Ich beobachte jeden Abend mit Rennermiene den Himmel und schnappe an jedem Gartenzaun landwirtschaftliche Kenntnisse auf. Umsonst! Ich werde es im Gartenbau nie auf einen grünen Zweig bringen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil, was sich an menschenfeindlichen Elementen im Stein-, Pflanzen- und Tierreich vorfindet, sich gegen mich verschworen hat.

Ein Glück, daß ich nicht der einzige Feierabendgärtner bin, der sich in seinem Garten ein frühes Grab schaufelt, daß ich bei allem Pech wenigstens etwas Schadenfreude haben kann! Denn zu Tausenden ziehen sie heute hinaus, die Feierabendgärtner, mit nagelneuen Spaten, Rechen, Hauen und Karsten. An den weißen Stielen prangen noch die amerikanischen Etiketten, und die blanken Schneiden und Zinken funkeln im Sonnenlicht. Mit der Ahnungslosigkeit des Städters vertrauen sie auf die Zauberkraft der Erde, die nur des Berserkens der Samenkörner in ihren Schoß bedarf, um taufendfältige Frucht aufgehen zu lassen. Der eine strebt einem ehemaligen Kohlenlagerplage zu, den er in ein kleines Paradies umzugraben gedenkt, der andere versucht sein Glück an einem Endchen vergessener Matadamstraße, und der dritte macht einer Armee von Disteln einen gewissen Steinbruch streitig.

„Arme Teufel!“ denke ich bei mir im Stillen. „Ihr werdet mit eurem Gemüse kaum den Samen herauschlagen, vom Anlagekapital für Gartengeräte und Dünger gar nicht zu reden. Schon sehe ich euch im Geiste trauernd vor leeren Beeten stehen, neben welchen sich das Karstgebirge wie eine tropische Landschaft ausnimmt.“

Im Gegensatz zu meinen entmutigenden Erfahrungen hat zwar einmal ein landwirtschaftlicher Wanderprediger behauptet, zur Erzeugung von Gemüse brauche es nur vier Dinge: eine Steinwüste, einen Bohrer, etwas Komposterde und Seklinge. So erhalte man z. B. einen Blumenkohl, neben welchem der „Erfurter Zwerg“ ein bescheidenes Weilchen sei. Wohl: ich übergebe diesem Wanderprediger meine Steinwüste (ich meine meinen Garten), meine Komposterde und meinen Bohrer. Bringt er mir damit auch nur einen einzigen annähernd genießbaren Blumenkohl hervor, so bezahle ich ihm ein großes Glas Bier.

Ich habe nämlich bedeutend mehr getan, als Böcher gebohrt und mit Komposterde gefüllt. Ich habe in meinen Garten ganze Tonnen des ehrlichsten Stallmistes versenkt, ich habe Jaucheüberschwemmungen veranstaltet, bei welchen sich meine Nachbarn die Nase zuhielten und den Himmel um ein lustreinigendes Donnerwetter baten; ich habe mit allen künstlichen Düngern Versuche gemacht, ich habe gegipst, gekalkt, gethomaschlackt und gekalkstickstofft. Und nun komme einer und sehe zu: Das Unkraut wächst und das Kraut verschwindet, trotz Stallmist, Jauche, Kompost und künstlichem Dünger, trotz Barometer, Berichten der schweizerischen meteorologischen Anstalt, Himmelsbeobachtung und an den Gartenzäunen geholter Wissenschaft.

Das Unkraut wächst! — Unkraut nenne ich nämlich alles, was nicht die Ehre hat, von mir selbst gepflanzt zu werden: von der Distel bis zur lieblich duftenden Reseda, ja sogar bis zur köstlichen Walderdbeere. Wo mein hoheitsvolles Auge hinblickt, rankt sich ihm der dreimal verfluchte Ranunculus repens entgegen, und wo ich meine Hand in die Wildnis versenke, zertrage ich sie an vorwichtigen Brombeerstauden, die aus der Nachbarschaft zu mir herüberwuchern. Die Brennessel wiegt sich neben Vögelkraut, Löwen- und anderen Zähnen. Klee und Schafgarbe, Mohn und Winde bringen mir ihre Blütengrüße, und seit ich einmal den Wahnsinn beging, Kamillen zu setzen, gibt es in meinem Garten keinen Quadratmeter Kiesweg, auf welchem nicht jedes Frühjahr einige Kamillensauben das Licht der Welt erblickten. Johannisbeeren und Himbeeren ersticken unter den Winden und das Gemüse unter der grünen Wucht ungeruener Kräuter und Gräser.

Ich aber wüte mit Hauen und Rechen, mit Spaten und Schere, mit Salzsäure, Karbolium und Petroleum. Umsonst! Das Unkraut wächst, wächst wie alles, was nicht wachsen soll. Pflanze ich

aber einen besonders edlen Obstbaum, eine feltene Rose oder ein zartes Gemüse, so gehen sie mit mathematischer Sicherheit kaput. Ich sehe seit zehn Jahren mit wahrer Todesverachtung Blumenkohl, ohne bis heute einen ausgereiften Blumenkohl in natura zu sehen bekommen zu haben. Ich erwarte seit zehn Jahren Obst an meinen Bäumen. Bergeblisch! Der Salat schießt, die Rettiche schießen, die Karottenbeete sehen aus wie zertretene Fußballplätze, der Kohl wird zum Fraß der Schnecken und Raupen, die Bohnenstauden sind gelb und leer; die Erbsen sagen sich mit Sophokles: Nie gezeugt sein wäre das beste Schicksal! und verschwinden schon im Schoß der Erde, trotzdem ich sie in Mennige tauche, damit sie nicht von den Vögeln gefressen werden.

Mit den Vögeln als Feinden meiner Kulturen bin ich aber schon im Tierreiche angelangt, und im Tierreiche haben die Säugetiere den Vortritt. Da gilt als besonders nützlich der Maulwurf, angeblich weil er Maulwurfsgrillen und Engerlinge fressen soll. Eitel Schwindel! Der Maulwurf frißt weder Maulwurfsgrillen noch Engerlinge, sondern nur Regenwürmer. Wenn er Maulwurfsgrillen und Engerlinge fressen würde, so hätte ich deren keine mehr; denn ich habe die hübschen Kerle mit ihrem schwarzen Samtpelz und ihren Rosapfötchen jahrelang gewähren lassen, und wenn heute mein Haus und mein Garten nicht in einem einzigen Maulwurfshügel untergegangen sind, so sind jedenfalls die Maulwürfe nicht schuld daran. Wer noch nicht weiß, was die Maulwürfe fressen, der beobachte sie während sie stoßen. Da stürzen sich die Regenwürmer ins Freie, wie die Spießbürger bei einem Erdbeben, und vergessen sogar, sich zu krümmen, was sonst kein anständiger Regenwurm in der Not unterläßt.

Bei alledem sind die Maulwürfe noch harmlos, und wird mir die Art, wie sie ihrem Waidwerk obliegen, zu dumm, so befreit mich der lustige Schärmauser mit den pfliffigen Meuglein und der roten Nase rasch von ihnen. Wer aber befreit mich von den Mäusen?

Ich hatte mir einmal einen Kater mit dem schönen Namen „Butt“ angeschafft, ein Prachtstier und außer den Krallschen Pferden und dem Hunde Rolf das bedeutendste Vieh Europas. Quadratwurzeln zog Butt zwar nicht aus; dagegen besaß er in hohem Grade die Gabe der Unterhaltung, allerdings ausschließlich in der Miau-Sprache, aber so fein abgestuft vom kaum hörbaren Seufzerchen bis zum polternden „Laß mich in Ruhe!“, daß sich jedermann ohne weiteres mit ihm in geistigen Kontakt setzen konnte. Am deutlichsten verstand er die Wurfsprache, d. h. man brauchte ihm nur einen Wurfzettel zu zeigen, um sofort seinen Wunsch

zu erraten. Was er leider nicht verstand, das war — sonderbar genug für einen Kater — das Mäusen. Butt war ein ausgesprochener Aristokrat, und darum waren ihm wohl alle Mäuse zuwider, wie sie als das plebejische Gefindel unter der Sonne allen Aristokraten — auch mir — gegen den Strich gehen. Schon ihr Geruch muß einen Kater, der etwas auf sich hält, abschrecken, weshalb ich meinem Butt die Talentlosigkeit im Mäusefang absolut nicht übel nahm und seinen frühen Tod schmerzlich bedauerte. Als er nämlich an Korpuslenz einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte, kehrte er eines Tages nicht mehr von seiner Hochzeitsreise zurück. Um die gleiche Zeit erzählte man mir, der Hugentobler Wigger habe einen fetten Hasen in der Beize.

Ich sehe übrigens — nebenbei bemerkt — gar nicht ein, was die Mäuse bei mir suchen, haben sie doch in nächster Nähe meines Hauses viele Jucharten Wald zu ihrer ausschließlichen Verfügung! Doch gerade diesen Wald verlassen sie, um sich in meinem Garten an den spärlichen Wurzeln meiner paar Bäumchen zu sättigen. Ist das nicht geradezu gering?

Unter all' den ungeladenen Gästen befindet sich ein einziges Säugetier, dessen Erfindenberechtigung ich restlos anerkenne, nämlich die Fledermaus, die mir nachts leise wie ein Schatten um den Kopf flattert. Sie lebe hoch!

Die gleiche Nützlichkeit wird auch den Singvögeln zugeschrieben — mit Unrecht. Ich weiß, daß ich mit meiner zornigen Behauptung allein auf weiter Flur stehe. „Lut nichts, der Jude wird verbrannt!“ Meiner Ansicht nach sind all' die lieben Vögelein ein schamloses Pack und — soweit sie nicht schaden — zu nichts anderm nütze, als unserm Herrgott den Tag abzustehlen. Wie hab' ich mich einst gefreut am Amselschlag! Wie jauchzte ich, wenn mich im Sonnenschein des beginnenden Tages jubelnder Vogelsang den Träumen entriß! Heute kann ich keine Amsel mehr sehen, ohne in Krämpfe zu fallen. Sind meine Obstbäume einmal gut gelaunt und bringen zwei wirkliche Äpfel und vier Birnen hervor, so höhlen die Amseln die herrlichen Früchte aus, bevor sie reif sind. Die sechs Pflaumen und acht Zwetschgen, über die sich mein Herz so königlich freute, holen sie samt Stiel. Die Johannisbeeren und Himbeeren fressen sie mir engros, und wenn noch Erdbeeren zurückbleiben, so verbante ich das nur den Frühfirschen, die diesem Geschmeiß noch besser zu munden scheinen. Dabei sind sie frech wie serbische Wanzen. Ein Flobertschuß sagt ihnen nicht das Geringste, wenn er sie nicht zufällig trifft. Ich trage mich daher mit dem Gedanken, mir ein Maschinengewehr anzuschaffen.

Rein bischen besser als die Amseln sind die Spazzen und die Buchfinken, von deren Unverschämtheit der Laie sich keinen Begriff macht. Der Spaz wie der Buchfink ist im Stande, aus einem Beete, neben welchem meine respektlösende Persönlichkeit arbeitet, den eben gesäten Samen wieder aus dem Boden hervorzuholen. In meiner Gegenwart!

Doch das sind Binsenwahrheiten!

Sprechen wir noch von einer Sorte von Vögeln, die zwar nicht schaden, von denen man aber füglich verlangen könnte, daß sie etwas nützen; denn umsonst füttert man sie nicht den ganzen Winter hindurch: die Meisen. Wohlverstanden! Ich bin kein Feind der Meisen, aber ich protestiere als Feierabendgärtner gegen ihre Faulheit. Es wäre heilige Pflicht der Meisen, täglich einige tausend Raupeneier zu fressen. Das wird ihnen vorgeschrieben in allen Schulbüchern, in Prosa und Poesie. Besonders die Kohlmeise soll sich auszeichnen durch die Vertilgung der Raupe des Kohlweißlings. Dem gegenüber stelle ich fest, daß es in meinem Garten und um meinen Garten herum von Meisen wimmelt, und trotzdem hängen an meinem Kohl die Raupen regimentsweise in Pelotonkolonnen. Nach meiner Berechnung werden auf meinen Kohlbeeten jährlich 240,000 Raupeneier gelegt. Zum Sammeln der Raupen muß ich gewöhnlich meine ganzen Ferien drangeben, während zwölf bis vierundzwanzig Meisen, wenn sie sich an die Vorschriften der Schulbücher halten würden, in einem einzigen Tage mit den Raupeneiern tabula rasa machen könnten. Und so etwas nennt die Naturkunde Insektenfresser!

Andern besüßelten Spitzbuben, wie Zaunkönig, Zeisig, Rotschwänzchen und dem verschmitzten, mich im Garten auf Schritt und Tritt begleitenden Kottelchen, kann ich das Nichtstun nicht so schlagend beweisen. Wenn es ihnen jedoch mit dem Insektenfressen ernst wäre, so lebte mein Kohl wie im Paradiese.

Da lob' ich mir die Schwalbe! Das allerdings ist ein Vogel, der noch Pflichtgefühl besitzt. Leider haben sich noch keine Schwalben in meine Einsamkeit verirrt, trotzdem ihnen mein gastfreundliches Dach zur Verfügung steht und trotzdem ich jedes Frühjahr mein Plakat herabhängt: „Bauplätze billig zu vermieten!“ Mein einziger Trost im Reiche der Vögel bleiben daher meine gesiederten Waldnachbarn, der im blauen Aether lachende Turmfalke, der Bussard, der Waidkatz und vor allem die Schleiereule, die tagsüber im Schornstein meines Hauses sitzt, mit stolischer Ruhe das Getriebe unter sich überblickend, und erst, wenn die Abenddämmerung Haus und Wald in graue Schatten hüllt, mit unheimlichem, lautlosem Flü-

gelschlag in den gewaltigen Kronen der Eichen und Buchen verschwindet, verfolgt von dem alsbald losbrechenden Lärm der geängsteten Amseln.

Da wir noch bei den Vögeln verweilen, darf ich doch den Singvogel par excellence nicht unerwähnt lassen, die Rabenträhe. Sie schadet zwar glücklicherweise andern Leuten mehr als mir; denn mir räumt sie höchstens in kalten Wintern den Kompostkasten aus. Allein der Feierabendgärtner leidet nicht nur unter dem zahlenmäßig berechenbaren Schaden. Er hat aus der Stadt auch Nerven mitgebracht, die ihren unglücklichen Besitzer bei dem ewigen „Quäc“ bis an die Schwelle des Lebensüberdrusses treiben. Ein einzelner Rabe ums Haus herum ginge noch an, ein Duzend ebenfalls. Wenn jedoch jahraus, jahrein vom Morgen bis zum Abend Hunderte von Raben um Haus und Garten ihren Belcanto loslassen, dann möchte ich den Feierabendgärtner sehen, der die Geduld nicht verlore. Ich muß darum auch offen bekennen, daß St. Meinrad der einzige Heilige ist, dessen Gefühlsleben mir völlig fremd blieb. Oder dann müßten die Raben mit der Zeit an geistigen Werten eingebüßt haben. Fast möchte ich das glauben, wenn ich aus meinem Rabenrudel zwei ältere Semester beobachte, die noch nicht im Herdentum ihres Geschlechts untergegangen sind. Es sind zwei urgelungene Kerle: der eine ein Deutscher, der andere ein Franzose. Ich schließe nämlich von ihrer Sprache auf ihre Nationalität. Der eine schreit den lieben langen Tag: „Hurrah!“, der andere: „Au revoir!“

Stehe ich also den Vögeln mit mehr oder weniger gemischten Gefühlen gegenüber, so habe ich dafür eine ungemischte Freude an den Reptilien und Amphibien, soweit sie für mich in Betracht kommen; denn Krokodile und Alligatoren verirren sich nicht in meine Plantagen. Umso mehr aber die smaragdgrüne Eidechse, die sich an heißen Sommertagen so wohl an die Felsen der Steingruppe schmiegt, der Frosch, der gemütlich im Staudendickicht quackt, und die Kröte, die sich weniger durch ihre Schönheit, als durch ihren nützlichen Appetit auszeichnet. Das sind Tiere, die den unbegrenzten Respekt des Gärtners verdienen. Allerhand Hochachtung!

Doch: „Raum gedacht, wird der Luft ein End' gemacht.“ Denn mit den holdseligen Kröten sind wir leider noch lange nicht am Ende der Zoologie angelangt. Noch lebt eine Sorte von Geschöpfen, die allein genügt, mich als unverbesserlichen Melancholiker in der Gesellschaft der geistig normalen Menschheit unmöglich zu machen: die Kerbtiere und die Weichtiere.

„Wenn der Frühling über die Berge steigt“, wenn Sonne und Seligkeit die Herzen der nicht

gärtnernden Menschheit erfüllen, dann senden die verschiedenen Familien der Kerbtiere, die Halbflügler, die Geradflügler, die Käfer, die Schmetterlinge ihre Vertreter aus, um mich zu begrüßen: die niedliche Blattlaus, die heitere Maulwurfsgrille, der pudrige Maitäfer, der fröhliche Kohlweißling, der reizende Erdschloß, die geschäftige Ameise usw. Beginnen wir mit dem wichtigsten und wuchtigsten Vertreter, mit der Maulwurfsgrille. Sie ist nämlich kuraweg die Kanaille an sich. Während aber sonst alle Kanailles Feinde haben, hat die Maulwurfsgrille keinen, außer dem Gärtner natürlich; denn daß es mit dem Maulwurf Eßig ist, habe ich bereits mit einem Faustschlag auf den Tisch der zünftigen Naturwissenschaft bestätigt. Ich muß mir also selbst zu helfen suchen und habe auch schon die verschiedensten Mittel ausprobiert. Ein solches soll das Gießen von Petroleum in die Gänge sein. Ja, Kuchen! Ich habe hektoliterweise Petroleum in die Grillengänge geschüttet, so daß mein ganzer Garten roch wie ein Spezereiladen dritten Ranges und mein Gemüse ungenießbar wurde. Und die Maulwurfsgrillen? Die graben und fressen gemütlich weiter. In jeder hellen Frühlingsnacht schleiche ich auf den Rehen dem Firpen nach und steche mit der Pflanzenschaukel in der Richtung, aus welcher das lebenbejahende Grillenlied an mein Ohr schlägt. Vergeblich! Sogar meinen Kater versuchte ich auf den Fang abzurichten, indem ich ihm in eingegrabenen Blumenkäse gefangene Exemplare vortranchierte. Und der Erfolg? Tranchiert fraß er sie; aber daß er selber welche fing, das fiel ihm nicht im Traume ein. Es bleibt mir daher nichts anderes übrig, als jeden Tag mit blutendem Herzen die von den Maulwurfsgrillen und ihren Gesinnungsgenossen, den ihre holden Maitäferkinderjahre absolvierenden Engerlingen, entwurzelten Pflanzen durch frischer Nachwuchs zu ersetzen.

Die Untaten des Kohlweißlings, der jeden Sommer durch seine Progenitur meine Kohlsbeete durch das Ausfressen der Blätter zwischen den Rippen in einen Palmenhain verwandelt, habe ich bereits erwähnt, und Ameisen, Erdschloßen, Blattläusen kann man mit etwas gutem Willen und einigen Opfern an Zeit beikommen. Es bleibt mir daher nur noch übrig, den hier noch nicht genannten Bremsen ein kurzes Wort tiefster Verachtung zu widmen. Die Bremsen sind zwar keine Schädlinge der Gartenkultur; aber sie bringen den Feierabendgärtner im Hochsommer dadurch zur Verzweiflung, daß sie, während seine Hände an die Arbeit gebunden sind, auf Nase, Ohr und Wangen ihrem blutdürstigen Vergnügen obliegen. Der kluge Mann haue daher vor und bade sich vor Arbeitsbeginn in Bremsenöl oder er rauche Tabakerasch aus Kartoffelkraut und Rußblättern!

Doch all' das sind Lenzerlebnisse wonnigster Art, goldenes Nektarleuchten in lauschiger Geißblattlaube, sind Küsse der ersten Liebe im Vergleiche zu den Erfahrungen des Gärtners mit dem entsetzlichsten Produkte des unsagbaren Schöpferwillens, mit der Schnecke! Wem entwindet sich nicht ein ungeheuerlicher Fluch, beim Gedanken an dieses Mistvieh? Die Schnecke ist mein eigentlicher Untergang. Ich bin nicht Zoologe genug, um alle Schnecken, die sich in meinem Garten ausleben, bei ihrem Namen nennen zu können. Doch nach meinen Erfahrungen müssen es alle Schnecken der gemäßigten Zone samt Umgebung sein, die mir auf ihre Art hulldigen: die beschaltene Schnecke von der Weinberg- bis zur Mooschraubenschnecke und die nackten Schnecken überhaupt in ihrer Gesamtheit. Die rote, die braune und die schwarze Wegschnecke legen sich mit stolzer Ruhe über den Lattich, die Ackerschnecke hängt an jedem Bohnenblatt, an jeder Erdbeere, die Kellerschnecke zieht ihre Schleimbrücken, die Gartenschnecke kriecht sich in die Karotten hinein und sogar die schwarze Waldschnecke stakket mir ihre lebenswürdigen Besuche ab.

Euphemisten nennen die Schnecken „Polizisten der Natur;“ weil sie angeblich mit den Fäulnisstoffen aufräumen. Es gibt eben immer noch Leute, die nicht nur vom Menschen, sondern auch vom Vieh das Beste glauben. Saubere Polizisten der Natur! Polizisten von der nicht seltenen Sorte, die ein Z'nüni mit Muff und Kalbsleber einer Nachtpatrouille im Winter hundertmal vorzieht! Die Schnecken fressen ja tatsächlich faulende Vegetabilien, wenn sie nichts besseres haben, ziehen aber doch einen schönen Salatkopf oder gar eine Erdbeere bei weitem vor. Sonderbarerweise gibt es aber Schnecken, die sich nicht allein von gastronomischen Gesichtspunkten leiten lassen, sondern als gewiegte Kenner seltene Pflanzen mit Vorliebe fressen. Setze ich ein Kräutlein oder ein Sträuchlein aus den Pyrenäen, den Dolomiten oder den Karpathen, so sieht schon nach höchstens einer Stunde mit tödlicher Sicherheit eine Schnecke daran. Ich kann mir das nicht anders erklären, als durch weitgehende botanische Kenntnisse dieser Tiere, die sich auch auf die lateinischen Bezeichnungen erstrecken. Ich habe nämlich die Gewohnheit, da ich die Namen aller Pflanzenindividuen nicht im Kopfe behalten kann, zu jeder Pflanze meines Terrariums eine Zinkblechetikette mit dem wissenschaftlichen Namen zu stecken. Diese Etiketten werden — ich kann mirs nicht anders erklären — von den Schnecken gelesen und dann die teuersten und seltensten Exemplare auserwählt. Eine Teufelskralle der Dolomiten (Phyteuma Comosum) haben sie mir dreimal abgefressen. Dreimal hat sie sich im Topfe wieder erholt, und als ich sie zum vierten Male ins Freie

setzte, verschwand sie über Nacht samt der Wurzel. Sogar im Winter kriechen sie an warmen Tagen hervor, um sich zu mästen. Kalk und Holzasche helfen mir nicht. Wer Hühner und Enten hat, lasse sie auf das Gefindel los! Ich habe kein anderes Mittel als den nackten Mord.

Die Regenwürmer —

Rein, ich kann nicht mehr! Der Atem geht mir aus. Verflucht sei die Nacht, deren Träume mir zum erstenmale ein Paradies voller Blumen, voller goldener Früchte vorgaukelten! Verflucht der

Tag, an welchem ich den folgenschweren Entschluß faßte, mir einen Garten anzulegen! Verkaufen kann ich ihn leider nicht, nachdem ich seinen guten Ruf selber ruiniert habe. Aber etwas anderes kann und will ich: ich überlasse ihn seinem Schicksal, ich mache daraus eine Reservation für Maulwürfe, Feldmäuse, Umseln, Spazeln, Finken, Maulwurfsgrillen, Maitäfer, Ameisen, Kohlweißlinge, Erdschloße, Blattläuse, Schnecken und Regenwürmer, mit andern Worten: einen schweizerischen Nationalpark für Ungeziefer.

Die letzten Herren von Wartburg.

Romantische Sage aus dem obern Aargau von M. Niggli.

Es war in alter, grauer Vorzeit. Zwei Burgen dräuten von waldichter Höhe ins Tal hinab. Grau und finster sahen sie auf den felsigen Bergklippen, ein warnendes Erinnerungszeichen für die Talleute, daß sie den gnädigen Herren untertan.

Eine schwache halbe Stunde mochten die beiden Festen auseinander liegen. Wie riesige Menschenbrüste hoben sich die zwei Berggipfel aus dem ebenen Land, auf ihren höchsten Höhen stolz die festbewehrten Burgen tragend.

Feindselig standen sich diese gegenüber. Feindselig waren die Blicke, die etwa ein härtiges Männerantlitz aus einer halb von Epheu überwachsenen Mauerlücke zum Nachbarn hinübersandte. Wall und Graben sperrten die Schloßer, als müßten sie beständig gegen Ueberfälle bewehrt sein. Wachsam ließen die Wächter auf den Zinnen ihre Augen umhersehnen, jede verdächtige Bewegung im Gebüsch erpähend, jeden Laut mit dem scharfen Ohr auffangend. Eine feindselige Spannung lag in der Luft. — Zwei Brüder saßen auf den Burgen, die letzten Herren von Wartburg. Aber Unfriede trennte sie, der Neid um das Erbe.

Der ältere, Fortunatus, bewohnte das nördliche Stammschloß mit seinem Ausblick weit über das Aare- und Wiggertal und bis zu den schneeigen Gipfeln der fernen Alpen. Ihm gehörte das ebene, fruchtbare Land zwischen der nördlichen Wartburghöhe und dem östlich gelegenen Engelberg. Dort standen seine Höfe. Dort bebauten seine Untertanen in harter Fronarbeit die Erde. Nach Recht und Sitte sorgte ein Aufseher mit stahlhartem Gesicht und einer Riemenpeitsche für Ordnung und ein kaltes, feuchtes Burgoverließ schaffte willigen Gehorsam.

Dem jüngern, Heinrich, war nichts geblieben als die Zweigburg mit ein wenig Wald, wo er zum Zeitvertreib nach Hasen und Hirschen pirschen konnte. Das schaffte ihm bitteren Neid und der Haß

zerfraß ihm das Herz und ließ ihn immer neue Wege finden, wie er den Bruder schädigen könnte.

Fortunatus aber kehrte sich wenig an die Tücke seines Bruders. Er war der Stärkere. Mit Hohnlachen wies er die Angriffe des jüngeren zurück. Eine Schar von Reifigen umgab ihn zum sicheren Schutz. So ritt er aus zum lustigen Turnier, zu manch blutigem Strauß. Manch rote Narbe zog sich über seine breite Brust und durch sein härtiges Antlitz mit den finster glühenden Augen.

So ritt er einst heim von nächtlichem Gelage. Noch war sein Gesicht gerötet vom starken Trunk. Aber die Sonne stand schon hoch und hüllte ihn in helle Farben. Der frische Morgenwind glättete ihm die furchige Stirn und wehte ihm die wirren Haare aus dem Gesicht.

Er zog mit seinen Begleitern über seine Felder, die im Maienau erglänzten. Da und dort standen schon die Leute gebückt zur Arbeit und brachen die dampfende Erde. Ueber ihnen schwang der Aufseher die Geißel. Ein alter Mann im Silberbart war in die Furche niedergekniet und las Feldsteine heraus. Nechzend wollte er sich wieder erheben. Aber die Glieder versagten den Dienst. Da ließ der Aufseher die Geißel über des Greises entblößten Rücken sausen, daß er laut aufstöhnend vornüber sank. Doch ehe der Wüttrich zu neuem Schlag ausholen konnte, war ihm das Mädchen das neben dem Alten gearbeitet hatte, in den Arm gefallen und hatte ihn mit einem rasenden verzweifelten Ruck zurückgeworfen. — Fortunatus war Zeuge dieses Auftrittes gewesen. Er sprengte heran. Gar lieblich deuchte ihn das Mädchen in seinem Zorn, gar verlockend in seiner Unschuld, wie es nun die Hände stehend zum gnädigen Herrn erhob.

Er wehrte dem Aufseher und zog das Mädchen am zarten, arbeitsfesten Handgelenk zu sich heran. Ein wollüstiges Lächeln umspielte seine Lippen. „Ist das dein Vater, Mädchen?“

Dieses nickte, fast eingeschüchtert durch die ungewohnte Güte des sonst so harten Herrn.

„Ich will das Unrecht an dir vergelten,“ raunte er ihm zu; „komm heut' Abend, wenn es dämmeret, auf mein Schloß, du wirst eingelassen werden“. Seine Stimme klang heiß und befehlend und duldet keinen Widerspruch. Seine Augen glühten und umfaßten in wilder Gier des Mädchens schönen, jungen Leib.

Dann ritt er mit seinem Troß davon. Offener Raub schien ihm hier nicht geraten. Woer ein freudiges Behagen glänzte auf seinem Gesicht.

Die Sonne sank. Still und ruhig lag das Land. Ein leichter Wind trieb die Blätter in den Baumkronen und im niedern Buschwerk hin und her. Hin und wieder traf ein scheidender Sonnenstrahl eine versteckte Lanze im Gebüsch und ließ das kalte Eisen flüchtig aufblinken. Doch niemand achtete sich dessen.

Ein leiser Pfiff ertönte, wie der ängstliche Laut einer verschuchten Amsel. Eine heimliche Bewegung machte das Buschwerk erzittern. Gebückte Gestalten in Stahl und Harnisch in verblichnem Lederwams schlichen unhörbar durch das schützende Laubwerk. Bei einer Gruppe hoher Blutbuchen auf halber Höhe des Berges sammelten sie sich, wohl fünfzig an der Zahl. Ein Felsblock hing seitlich über ihnen und hielt die Blicke des Wärters ab. Ein hoher, hagerer Mann mit blitzenden Augen, in Helm und Panzer gehüllt, trat in den Kreis und erteilte leise seine Befehle. Die Männer standen, auf ihre Lanzen gelehnt und lauschten, schweigend, gleichgültig. Es waren bezahlte Mietlinge.

Da bog sich leise und vorsichtig das Gezweig auseinander. Ein weißes Antlitz erschien und fuhr sogleich wieder zurück. Das Mädchen hatte in dem hohen, eisenbewehrten Mann Heinrich von Wartburg erkannt. Nun wußte es genug, um die Gefahr zu ahnen, in welcher sein Herr schwebte.

Es preßte die Hände auf das heftig pochende Herz. Eine feine Röte stieg in sein Antlitz, wie es der Güte des Fortunatus gedachte, ein gläubiges, unschuldiges Lächeln huschte über die noch fast kindlichen Züge.

Es ermannte sich und eilte mit unhörbaren Schritten den Berg hinan, jedes dürre Zweiglein vermeidend, das durch sein Knacken zum Verräter hätte werden können. Die Zugbrücke war niedergelassen. Es huschte darüber hin und pochte ans Tor. Ein Schieberlein öffnete sich; dann knarrte der Schlüssel im alten Schloß und das Mägdlein schlüpfte hinein. Schmunzelnd zog es der verwitterte Torwart über den Hof eine steile Wendeltreppe hinan und führte es in ein kleines, dämmeriges Gemach. Dort stand Fortunatus. Er wollte das Mädchen zu sich emporziehen; aber es riß sich

los und erzählte mit fliegendem Atem, was es erlauscht.

Das Antlitz des Schloßherrn verfärbte sich. Dröhnend schritt er hinaus und hieß kochendes Wasser und heißes Pech bereit halten. Dann schritt er den Außenmauern entlang und stellte seine spärliche Mannschaft zweckmäßig auf. Was an Waffen vorhanden war, wurde verteilt. Vier Mann schlüpfen in den Wald hinab, die Gegend nach allen Windrichtungen auszukundschaften. — Dem Fortunatus war die Lust zum Liebesgetändel vergangen. — Stunden verrannen. Stunden der höchsten Spannung. Da kam der kleine, alte Wächter zurück.

„Sie kommen“, flüsterte er und wies die Richtung. Nicht lange, so erzitterte das dicke Epheugetränk an der Mauer, ein Zeichen, daß der Graben überschritten war und die Leichtbewaffneten sich an den dichten Pflanzenarmen emporzogen. — Eine Flut siedenden Wassers und feurigen Pechs empfing die nächtlichen Eindringlinge. Aufstöhnend sanken einige in den Graben zurück, daß das Wasser laut aufklatschte. Ein Regen von scharfen Bolzen wurde in das Dunkel entandt. Ein Wutgeschrei bewies, daß die Geschosse ihr Ziel nicht verfehlt hatten. Auf solchen Widerstand waren die Feinde nicht gefaßt gewesen. Wutschäumend und den Wartburger versuchend, der sie in die Falle gelockt, faßten sie ihre toten und verwundeten Kameraden zusammen und eilten den Berg hinunter. Ihr Leben wollten sie nicht in die Schanze werfen für einen, der sie nichts anging. — Grimmig an seinem Barte kauend, die Hände zu Fäusten geballt, kehrte Heinrich auf seine Burg zurück, einsam, verlassen. Die schmachvolle Niederlage brachte ihn doppelt auf gegen den verhassten Bruder und sein Herz schrie nach Rache.

Tagelang saß er in seiner Burg, finster, in sich gefehrt. Scheu und ängstlich betrachtete ihn der alte, treue Hauswart. Mit seiner Armbrust in der Hand lauerte er an den Mauerlücken, die gegen die feindliche Burg schauten. Oder er duckte sich hinter die steinerne Brustwehr der Finne, mit gierigen Augen, schußbereit, so jemand sich zeigen sollte auf der Nachbarsburg.

Fortunatus hatte unterdessen auch einen Kampf zu kämpfen. Noch nie hatte einer so lange gewährt und war ihm so heiß vorgekommen wie dieser. — Das Mädchen wollte ihm nicht zu Willen sein. Mit aller Kraft und Gewalt, mit aller List und Schlaueit wehrte es sich gegen ihn, nun es seine Absicht erkannt. Wohl zwang er sie, aber immer wieder entfloß sie ihm. — Da schleppte er sie in maßlosem Zorn auf die Finne seines Turmes und preßte ihr Haupt über die Brustwehr, daß ihre Augen die

U. SM. TA/29 R

F. J. Obrecht.

25. Jubiläum des 25-jähr. Bestehens des Musikvereins Mütten 1921.

Jubiläumstagen sind manchmal sehr bescheiden. In uns
immer an vorangegangene Jahre, und damit oft auch an vor-
angegangene Kraft. So ist es heute nicht. Die Erinnerung an
das 25-jährige Bestehen des Musikvereins rührt uns noch von
übermündlichen Erfahrungen und von unerschütterter
Kraft. Die Zeit der Kinderkrankheiten und der Maßnahmen-
stärkungen ist vorüber.

Wichtig ist. Gehör finden in unserer Gemeinde von Jahr
zu Jahr zu sein. So ist auch der Jubiläum nicht der letzte
Mann, der sich die Aufmerksamkeit geschenkt hat. Als er nach der Mitte
der dreißiger Jahre der vorigen Jahreszahl aus Licht trat
sah er früher noch andere Bestrebungen fort und übernahm
mit jüngeren Kräften, was ihm älteren zu viel geworden.

Am 8. März 1896 traten 15 junge Männer zusammen,
um einen Musikverein zu gründen.

Am 12. März 1896 wurde der erste Vorstand gewählt.
Er bestand aus dem Präsidenten: Herrn Jakob Jänicke;

- Am Vize-Präsidenten: " Wilhelm Eglin;
- " Sekretär : " Arnold Jänicke;
- " Kassier : " Johannes Wabner;
- " Mitglied : " Jakob Brändelin.

Am ^{20.} 27. März 1896 wurden die ersten Statuten angenommen
für bestimmen im ersten Paragraphen, daß der Zweck
des Vereins sei: Ausbildung in der Musik und Förderung d.
Vereinsleistung als gesellsch. Lebens. Neben Aktive-Mit-

gliedern haben sie Kassen- u. Ehrenmitglieder vor. Der Vorstand
 umfaßt 7 Personen umfasst. Er umfasst neben dem Präsidenten,
 Vize-Präsidenten, Kassier u. Aktuar noch den Materialverwalter
 u. als Vertreter der Kassen-Mitglieder, 2 Briten. Die Aktin-
 Mitglieder, deren Zahl wachsend ist, stellen sich nach drei-
 monatlicher Probe u. auf Gutachten der Dirigenten aufzunehmen
 werden. Durch strenge Disziplinbestimmungen sollte man von
 Anfang an festsetzen, was am Anfang der Vereinszeit und
 einem geduldfreien Zusammenwirken seiner Mitglieder
 zusammen in der Lage treten konnte. Der Monatsbeitrag
 wurde für Kassen auf 50 Rappen, der Hofenbeitrag für Aktive
 auf 1 Kr. festgesetzt. Dazu kamen noch Eintrittsgelder und
 im gegebenen Fall Ausbittlergebühren. Das finanzielle Spielte von
 Anfang an eine wichtige Rolle. Schon die Aufführung der
 Instrumente, später diejenige der Uniformen bildeten für
 den Verein große Ausgaben. Doch gelang es ihm bis dahin immer,
 diese auf gute Weise zu lösen. Für die Aufführung der In-
 strumente wurde eine Ausgabe von 800 Kr. gemacht.
 Die erste Jahresrechnung war 992 Kr. 80 Pf. - Einnahmen u.
 471 Kr. 85 Pf. - Ausgaben auf, wofür immer das - Geld
 von 520 Kr. 95 Pf. - Ein wurde gewährt von den Herren
 Christophersen, Sjöberg, Gullstrand, Järvinen u. Fröberg. Malinow.
 Der eigentliche Vereinszweck war in der Tat nicht vor-
 ausgeführt worden. Am 1. Oktober 1896 legte der Verein davon
 die erste öffentliche Probe ab. Er lud die Kassen-Mitglieder,
 die schon bei der Gründung 63 Mann zählten, zu einem geselligen
 Abend in der "Klubstube" ein u. gab ihnen für die ersten

Erste seiner Arbeit zum besten, nachdem er vorher auch in der
 diese einige Bücher im Selbstvertrieb vorgelesen, der erste
 vorzut war für das ganze Volk, der am. Klüppel des Jahres in
 der Kammer seiner Lebenswörter Ausprägungen "wie
 Gessack von 25 Fr. result.

Oben mit Beginn des Jahres ~~1897~~¹⁸⁹⁴ geht man an Maßnahmen
 eine sehr Beteiligung an der vorpfechteten huldigen ein.
 eine vollständige Liste der selben wird gezogen, wirtlich der
 Mann. mit anderen Gesellschaften von Anfang an notwendig
 war. Am 29. Januar 1897 wurde beschlossen, bei der Haupt=
 anstehungen der Einweisung in die Strafanstalt eine gut=
 gult mitzumachen, "indem ich freiwillig beitragen in
 dem Bestreben der Verhütung der Strafanstalt." Ebenso wurde später
 einmütigliche Mitwirkung bei der Jahresreise der Köster=
 spore zugesagt. Als 1898 der fische Männerchor der Kantonalen
 Gesangsvereine übernahm, war es wieder der Whistverein, der
 am 3., 4. u. 10. Juli an musikalischen Teil nahm. Im Jahr
 1900 fand er in der Kirche gemeinsam mit dem Männerchor
 am Sonntag ab, Affen Beitrag zur Aufführung der schweizerischen
 Uniformbeiträge. 1901 beteiligte er sich bei der Jahresreise
 der Pädagogenbund mit bei der Finanzierung der Auktions=
 tionen durch den Markthausverein, 1903 bei der Kantonalen
 Einweisung auf dem Markthaus. 1905 konzertierte er
 mit dem Pädagogenbund zu Bestätigungsarbeiten und 1906
 mit dem fischen Gesangsverein zu Gunsten der Auktions=
 tionen. 1908 nahm ich wieder das vom Pädagogenbund
 durchgeführt Bezirksgesangsverein in Angriff. 1912 gründete er

An ihre tagenden Delegierten der landwirtschaftlichen Vereine
 der Schweiz auf n. befruchtete mit dem Sängerbund ein beifolgendes
 Gesuch in Kauf zu nehmen. Dies Beispiel yarrigen, von
 zu zeigen, wie stark der Wirtschaftswiss mit der andern Wirtschafts
unserer Genossenschaft verbunden ist. Aber nicht nur mit ihnen
 wirkte er in seiner Weise zusammen, sondern auch mit
 seinen ausserordentlichen Charakteren: Er wirkte stark mit
 ihnen 1899 am Internationalen Wirtschaftstag in Brinnigen, wo
 er mit dem Vortrag von Augustin "Wird der Sängerbund"
 zum ersten Male einen Vortrag gemacht. Er wirkte 1904
 selbst an internationalen Wirtschaftstag. Am 1911 wirkte
 er am Kant. Wirtschaftstag in Biel n. beiliegte bei an einem
 Vortrag des Wirtschaftswiss Wirtschaftswiss. Im selben Jahr
 kam er in Anbath einer eigenen Tafel, deren Wirtsch am
 8. Oktober stattfand. Als Hauptaktion war dabei zugegen der
 Wirtschaftswiss Prathula, als weitere Gäste n. a. der Wirtschaftswiss
 Arbeiter, die fiesigen Gesangsverein n. der fiesige Turnverein.
 Der Verein selbst war festsitzend worden von der Firma
 Kreisler & Co in B. Gallen. Die Mittel waren z. T. zusammen-
 gebracht worden durch eine Sammlung freiwilliger Gaben.
 Dabei sah die Finanzverwaltung Gulegenheit, den Verein ihre
 Bemerkungen zu befragen. Im Jahr 1912 war der fiesige Kunst-
 verein festsitzend festsitzend bei der Tafelwirtsch in
 Föllensdorf n. 1919 in Wirtschaftswiss. Im diesem Jahr soll
 er einen freien Wirtschaftstag ab, an dem 14 Capitulaten n.
 2 Capitulatliche Hauptaktionen stattfinden. Am 18. Juli
 1920 aber zog er festsitzend an das kantonale Wirtschaftstag in Wirtschaftswiss.

So ist er in nachherem Maße auch mit anderenartigen Gesellschaftern
 ein sehr freundliches Verhältnis gehabt, wie er denn auch seit
 Jahren dem Kantonalen Verband der Musikvereine angehöret.

Weggehen die Beziehungen der Musikvereine nicht in
 Anzweifelhaftem auf. Viele der vorerwähnten Anlässe waren öffentlich
 und zahlreich sind diejenigen, wo er in Verbindung mit der Kunst unmittelbar
 sein Dienst der Gemeine draußten machte. So im Jahre
 1896, so hat er seitdem Jahr für Jahr im Alljährlichen Gottesdienst mitge-
 wirkt. Mit einem ganz kleinen Orchester einmal eine Festgedichte gehalten,
 so hat er bereitwillig den Gesang begleitet in der Orgel ~~begleitet~~
 gespielt. Zug der Festsitzung und der einen kleinen Kreis mit Liebe
 in der Umgebung, so hat er für die Arbeit bei der Anstalt in
 freundlicher Weise an der Arbeit ab in geleitet für ~~den~~ aus dort.
 Mit zumeist für am Festabend Sonntag am Hartenberg oben ist
 immer an in. So ist das in den letzten Jahren sein in fast ununter-
 brochen und auf sich selbst, so man gar nicht auf der Musikverein
 als ist immer präsent dabei. Immer aber der 1. August ge-
 feiert, so empfanden er am Abend gemeinsam mit den
 anderen Vereinen durch seine Vorzüge. Bereiteten sich die
 Festsitzung vor, einen Lobesgedicht für die Musikverein
 festlich zu verlesen, so hat die Musik mit. Aber auch wenn
 die Festsitzung nicht die Festsitzung erfüllt, in der Hinsicht ab der
 Jubiläum nicht ungenügend die Festsitzung zu blasen oder ein
 Orchesterkonzert zu veranstalten. Ja, er blieb auch nicht davon
 an jenen 2. Mai 1909, von dem ein Protokoll vorhanden
 ist: „Wir danken für das unermüdete Engagement unseres
 Materialverwalters, Herrn A. Jänlein, beim Danken unserer“

Aktien-Gesellschaft. Von 5 Uhr konnten wir mit 14 Mann
 beim Markt mit der Lagerung beginnen. Durch Stillstand von
 Wasser u. Befahrung des andern Brückenläden u. mit einigen
 zärtlichen Worten wurden unsere Aktionen auf dem Haupt-
 flusse fortgeführt. Es war ein prächtiger Anblick, den man
 diese Zeit unserer Arbeit für immer mit einem bedruckten Foto
 darstellte. Man konnte gut bemerken, dass es ganz wenig
 Arbeit mehr gebracht hätte, um den Lauf der Mühle ein-
 zuweisen. Auf seinen Fingern an der Mühle nicht nötig,
 hinunter zu gehen, um die Mühle zu verlassen
 nicht zurückzuführen. Wir erinnern u. a. an sein be-
 teiligung bei der Befahrung der Mühle in unserer
 Dienstleistung Carl Linderl in Oktober 1904 u. in
 der 7. Mai-Tagung in November 1915. Wo aber
 gar ein ansehnliches Ergebnis nicht, das uns festliche
 Arbeit anstellen sollte, so klagte man bei ihm nicht nur
 an, so nicht bei der Finanzierung der Mühle
 am 21. Jan. 1921 u. in der Mühle in allen Gebäuden
 der Mühle, wobei man die ersten Magistrate der
 Mühle nicht u. an den Mühlen gestanden
 sei.

Diese Daten führen uns vor Augen, welche Bedeutung der
 Mühle für das ganze Leben unserer Gemeinde ist.
 Ein sehr günstiger von einer Umsatz Arbeit, die es gut
 bemerkt hat. Denn diese Leistungen waren uns
 nicht nur in angestrengter Arbeit bei der
 Mühle, sondern auch in der Anerkennung, die sie uns

haben immer laugen Reihe von Mitgliedsmitgliedern einbezogen,
 sondern auch immer eigenen hüllessen, die vorraussetzungen sind,
 um den eigenen Mitgliedern, insbesondere den Kassieren, etwas
 zu bieten, oder um die Kassierkassen zu erhöhen. Am besten an
 all die Jahresfeiern, an die Maltsäfte, Promenadenkonzerte u.
 musikalische - Operalische Anstaltungen.

Die Finanzverwaltung hat auch auf ja u. ja die Leistungen
 der Mitgliedsmitglieder anerkannt. Die Gemeinde fördert seine
 Leistungen durch jährliche Beiträge, die für den Mitgliedsbeitrag
 punkte den jungen Kassieren ihre Notwendigkeit, wegen dieser
 die zum letzten Mitglied der Kassieren, zum Kassieramt
 werden u. zum Kl. Kassier - Kassier, zu Kassiermitgliedern
 werden. Zum Kassieramt Kassierin sel. macht den Kassier
 zum Kassier zum Kassier, wegen ein anderer Kassier zu
 sehr ungenügender Kassieren Kassieren als Kassier gemacht.
 Und um die Mitgliedsmitglieder beizubehalten, fallen und
 finanzieren an die Kassieren der Kassieren appelliert, so
 gut es ist mit Kassier. Das hat sich erst in vorletzter Zeit
 wieder gezeigt, wo die Mittel zur Kassier - Kassierierung
 und für die Kassieren nötigen Kassieren zum Teil durch
 freiwillige Geben aufgebracht werden konnten.

Finanzarbeiten sind auch Arbeit der Mitgliedsmitglieder
 die infolge der Kassieren nötig geworden Kassieren.
 Nach der Zeit vom 13. Juli 1914 bis 5. Sept. 1915 Kassieren
 auf das Kassieren ganz aus. Unter den Kassieren
 Kassieren wurde die Kassieren Kassieren Kassieren
 Kassieren, aus welcher der Kassieren, der ca 50% Kassieren

87
8
infolge der Kringsmanufaktur verloran fakte, wieder einen
Zunahme zu gewinnen fakte. Tatsächlich trat am 14. Febr. 1914. 11 Mitglieder dieser Anstalt zu der
Musikverein über. Der Züchler hat die Kringsmanufaktur
seltener auf der gut überstanden, er gibt für die ¹⁷⁶ Kassen,
28 Aktien n. 12 drei-Mitglieder, 4 fremde Mitglieder n.
einen Fremdeninstitut.

Wichtig ist es bei der Kringsmanufaktur. Die Kringsmanufaktur
dieserhalb unter der eigenen Mitglieder hat die Bedingungen
aufrecht erhalten, die zu einer guten Pflege der Musik n.
zu einem wirtschaftlichen Betrieb n. Arbeiten notwendig
sind. Die Angliederung neuer Instrumente ~~wird~~ wird
die Kringsmanufaktur stetig gesteigert. Klarer, Trommel,
Posaune, Bariton et. ^{Kontrabaß} ~~et.~~ allmählich zu den neuen
Instrumenten hinzu, n. am 5. März 1921 wurde die
Angelegenheit zu einer gemeinsamen Musik beschlossen.
Wichtig war, dass die musikalische Leitung stets in guten
händen lag. Auf Jansens Platz folgte im Herbst 1901
für Gumpfer, auf dessen im Herbst 1909 für die
n. 5 Jahre später für Dingis. Auf dem Montag
womöglich hat man wird oft große Ausgaben. Es stand
nachher unter dem Namen der Herren Jakob Jantzen
Jakob Meyer, Arnold Jantzen, Emil Jantzen und Hof.
Wieder n. wird g. ft. von Herrn Carl drei gegründet,
für Hof. Wiedemann wurde von seiner Verwandtschaft willens
zum Fremdeninstitut genannt. Das Protokoll war
dass es nicht nur mit Arbeit zu bewältigen gab sondern

9./
 dass auch die allernachschicklichsten Schwingenarbeiten zu über-
 winden waren. Das ist dem Herrn in seiner Weise immer
 wieder gelungen. Und so haben wir ihn stark in der Leistungs-
 fähigkeit feiert in der zweiten Winterjahreszeit. ¹⁸⁹⁴ ¹⁸⁹⁵
 er sich gefürcht und kräftig weiterentwickeln wird mit
 seiner Kunst Weise in. Auch in das oft so distanz
 in. Wie alle Geistesarbeiten tragen.

Zu 25 Jahren ist der Wichtigkeitsbestand unter der
 Aktivität natürlich stark erweitert worden. Von der
 Spinnweben arbeiten wir noch mit: Frau Prof. Wolpert
 und - Frau Schuler - - - - - , darüber aber
 nicht eine ausgewählte, deren ausgewählte, ausgewählte
 nicht auf 25, so oft auf eine lange Weise von Japan
 will trifftigen Wortaus zu entwickeln können. Das war
 mit Kraft früher eine besondere Frage. Man aber
haben sich unter die Passion aus lassen, aber sind
weggegangen, mit dem Got das in der Hand so im November
 1904 Samstag nach, im Wald
 1905 Mittwoch balgig, - - - - -

Früher nicht sind auch die Welle der Leistungen man
gibt in den Werten aus gefallen. Und so unmöglich
war von früher, dass auch in der Hand der Herrn
immer wieder darüber in der Hand, die in der Hand
in der Hand der Wirk, die in der Hand der Hand
arbeiten!

Inserationspreise: Die einseitige Zeile für den ersten Baselland... 20 Cts. übrige Schweiz... 25 Cts. Ausland... 35 Cts. Reklamen 75 Cts.

Exzerpte nehmen entgegen: Schriftliche Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Tagblatt

Abonnementspreise: Durch Verträge zugestellt: 3 Monate... Fr. 4.10, 6 Monate... Fr. 8.—, 12 Monate... Fr. 15.—

für das Birsed, Birsig- u. Leimental

Arlesheimer Bezirksblatt ~ Basellandschaftlicher Volksfreund

Wortführer für Aesch, Allschwil, Arlesheim, Biel-Benken, Binningen, Birmingen, Ettingen, Münchenstein, Oberwil, Peflingen, Anach, Therwil. Anzeiger für die angrenzenden Solothurnischen Gemeinden

Druck und Verlag: Buchdruckerei Arlesheim A. G.

Die Getreideschlacht.

Der entscheidende Tag: 3. März 1929.

Der Bundesrat hat die eidgenössische Abstimmung über die monopolfreie Lösung der Getreideordnung auf den ersten Sonntag im März 1929 festgesetzt.

Nun hat aber der Bundesrat weiter beschlossen, die Volksabstimmung über die Abänderung des Zolltarifgesetzes, wodurch die im Verfassungsentwurf vorgeschriebene Erhöhung der statistischen Gebühr zur Finanzierung der Kosten der Getreideordnung legalisiert werden soll, am gleichen Tage, also ebenfalls am 3. März 1929 (bez. am Sonntag) vornehmen zu lassen.

Damit konzentriert sich also der gesamte Entscheid über die Getreideversorgung, diese landeswichtige, politische und wirtschaftlich weittragende Frage auf einen Tag.

Das sozialistische Referendum, das sachlich bis jetzt nicht begründet werden konnte, ist bei diesem Abstimmungsmodus erst recht unhaltbar und zwecklos.

von den Auflagen, die jetzt das Monopol auf die Brotesse überwälzt, entlastet und zugleich den Getreideproduzenten überwälzt, entlastet und zugleich den Getreideproduzenten zu einem lohnenden Preis verhilft, ist schon im Verfassungsentwurf ausgedrückt (also nicht nur als eine Befugnis des Bundes) vorgeschrieben, sodas darüber das Schicksal des Verfassungsentwurfes mitentscheidet.

Die bürgerliche Parole für den 3. März lautet klar, eindeutig und entschlossen:

- Initiative: Nein. Gegenvorschlag: Ja. Gebührengesetz: Ja.

Spricht Berufswechsel gegen den Wert der Berufsbildung?

In Kreisen der Arbeiterschaft hört man oft Stimmen gegen den Wert einer planmäßigen Berufsbildung, also z. B. gegen den Wert einer Berufslehre unter Hinweis darauf, daß in diesem oder jenem staatlichen Betriebe oder in Großbetrieben eine Masse ungelerner Leute anzutreffen seien, die ihren Beruf im Stiche gelassen hätten.

machung vom Elternhaus hat eine ähnliche Wirkung wie vorzeitige Befreiung eines jungen Baumes von seiner Stütze. Der Baum wächst trumm oder wird vom Sturm zu Boden gedrückt und gebrochen.

Deshalb der Rat an die Eltern, ihr Ohr den verführerischen Stimmen über den vermeintlichen Unwert einer längeren Lehre nicht zu leihen, sondern die wohlverstandenen erzieherischen Interessen ihres Kindes fest im Auge zu behalten.

Noch eines Umstandes muß Erwähnung getan werden. Niemand weiß, wie sich die wirtschaftliche Zukunft gestalten wird, aber eines ist sicher, nämlich daß derjenige, der irgend welchen Beruf gelernt hat, fähiger ist, sich den wechselnden Anforderungen des Arbeitslebens anzupassen, als wer seine Arbeitskraft von Anfang an in angelernter Arbeit auf einem eng umgrenzten Gebiet automatisiert hat.

Die Eltern tun am besten, wenn sie sich rechtzeitig mit der nächsten Berufsberatungsstelle in Verbindung setzen und in gründlicher Behandlung die Eigenart der Begabung ihres Kindes abklären. Bei den Mädchen kann nicht genug auf den bildenden Wert einer Haushaltungslehre, vollzogen durch eine erfahrene Hausfrau, hingewiesen werden.

Die Bundesrats-Pension.

Der Rücktritt des Herrn Bundesrat Chuard wird ein Geschäft vor die eidgenössischen Räte bringen, das bei gesetzlicher Regelung gar nicht eine Behandlung durch die Bundesversammlung nötig machen würde.

In einem Punkte aber muß gerade im Hinblick auf Mitglieder des Bundesrates die nun gültige gesetzliche Regelung als durchaus unbefriedigend beurteilt werden.

Entstehung und Behandlung der deutschen Familiennamen

(Fortsetzung.)

Im 11.—13. Jahrhundert wurden viele altdeutsche Personennamen unverständlich als Familiennamen verwendet und blieben als solche bestehen, wie: Albrecht, Arnold, Burkhard, Hartmann, Bodmer (Bodemar), Leuthard, Reinhard, Siegfried, Ulrich, Berchtold und Bärchtold, Hermann, Günthard oder Güntert, Biser und Gysler (von Giselhar = Geisel), Hanhart von Haginhard, Ernst von Arnst, Eglof von Agiulf, Volkart von Fulchard usw.

Wie noch heute unsere Jungen für ihren Vorkamer unter sich aus Heinrich „Heiri“, aus Rudolf „Ruedi“, aus Wilhelm „Willi“ und aus Adolf „Dössi“ machen, so haben auch unsere Vorfahren die Namen mit der Endung „o“ abgeändert und an dessen Stelle das traulichere „i“ gesetzt.

Geschlechtsnamen Deri aus Orio, Kuoni aus Kuno, Liti aus Liuto, Bürgi und Bürki aus Burco, Erni und Verni aus Arno, Nägeli aus Nagilo, Hugi aus Hugo, Walti und Wetti von Waldo usw.

Eine eigentümliche Koseform tauchte in unserer Gegend im 14. Jahrhundert auf, nämlich die Anhängung von „mann“, Mancher kleine Karl oder Kari wird, wenn er noch herumkrabbelt, Karlmann genannt.

Sehr alt sind die Namen auf „ing“ oder „inger“. An den Personennamen des Stammvaters fügte man die genealogische Herkunft andeutende Endung „ing“ oder „inger“, an und es entstand ein Kollektive für die Nachkommen eines Individuums.

ben. Die ältere Form auf „ing“ ist in unserer Gegend nicht so häufig, doch gibt es auch hierzu Beispiele wie: Bräuning von Bruno, Rißling oder Riesling von Riso oder Rijo; Gerung von Gerung oder Gero, Rading von Rado oder Radober, Munding von Mundo oder Munderich, Schelling von Schello usw.

Nicht so zahlreich wie der Personennamen des Vaters wurde derjenige der Mutter zur Bildung eines Be- oder Familiennamens verwendet. Wo eine Frau früh verwitwete und nun das Familienoberhaupt darstellte oder in seiner Ehe der geistig oder körperlich schwächere Ehemann hinter der rührigeren Gattin zurückstand, lag es nahe, den Beinamen für die Kinder von der Hauptperson in der Familie, also von der Mutter zu entlehnen.

II. Jahrgang 11=3

Inserationspreise: Die einseitige Zeile für den ersten Baselland . . . 20 Cts. 25 Cts. 35 Cts. Reklamen 75 Cts. Inserate nehmen entgegen:

Abonnementspreise. Durch Verleger angestellt: 3 Monate . . . Fr. 4.10 6 Monate . . . Fr. 8.— 12 Monate . . . Fr. 15.— Durch die Post zugestellt: 3 Monate . . . Fr. 4.50 6 Monate . . . Fr. 8.50 12 Monate . . . Fr. 16.— Postabonnemente 20 Cts. Zuschlag

Tagblatt

für das Birsed, Birsig- u. Leimental

Arlesheimer Bezirksblatt ~ Basellandschaftlicher Volksfreund

Wahlorgan für Aesch, Allschwil, Arlesheim, Biel-Becken, Binningen, Böttmingen, Etingen, Mänchenstein, Oberwil, Peflingen, Anach, Therwil

Anzeiger für die angrenzenden Solothurnischen Gemeinden

Dättwil, Dornach, Flüh, Gempes, Goffetten, Hochfeld, Mariastein, Meherlen, Rodersdorf, Witterswil etc.

Druck und Verlag: Buchdruckerei Arlesheim A. G.

Auslands-Rundschau.

Alle Jahre wieder — pflegen die Diplomaten bei den verschiedenen Neujahrsempfängen in den Hauptstädten der Welt mit einem Strauß guter Wünsche ihre Aufmerksamkeit zu machen. Als schönster dieser Wünsche erschien nach einem Jahre, das zwar den Kellogg-Pakt, daneben aber wieder viel Kräftigungsfieber und -gerede brachte, derjenige nach dauerndem Frieden ganz besonders angebracht. Dieser noch als alle Gratulanten wollten es die neuen Beherrschter Russlands machen. Auch sie haben sich gleich dem Christkindlein nicht mit bloßen Wünschen begnügt. Großartig anerkennen sie Polen und Litauen, schon jetzt untereinander den Kellogg-Pakt in Kraft treten zu lassen, bevor er noch in den übrigen Staaten Geltung erlangt. Russland hat sich dabei vorbehalten, an die andern baltischen Staaten ein gleiches Angebot zu richten. Mit diesem frommen Augenblickschlag zum Himmel verfolgt Sowjetrußland ganz offensichtlich das eine Ziel, sich in Amerika beliebt zu machen. Denn in der bolschewistischen Getreidekammer Europas droht wieder einmal auf kommendes Frühjahr die Hungersnot. Es wird praktisch wenig ausmachen, daß man in den Wirtschaftsverhandlungen mit Deutschland kürzlich teilweise zur Einigung kam; daß deutscher Handel und deutsche Industrie dem Lande des Donezprozesses großes Vertrauen schenken werden, erscheint zur Zeit ausgeschlossen. Mit Polen hat man eine wirtschaftliche Verständigung überhaupt noch nicht gefunden. Die Kreditnot wird bleiben, die Brotfrage ist unso bedrohlicher. Wird also Amerika helfen? Es wäre kein schlechter Witz, wenn der amerikanische Finanzberater Polens bei seinem Besuch in Moskau den ironischen Rat erteilt hätte, man sollte auch noch Amerika mit Potemkinschen Dörfern aufwarten. Mostaus Manöver um den Kellogg-Pakt wäre ein solcher Schritt. Der Effekt dürfte gering sein! Deutschland erlebte ausnahmsweise einen Jahreswechsel ohne Regierungskrise. Man hatte sich in den letzten Jahren an das Gegenteil nachgerade gewöhnt. Für 1929 ist die Krise auf Februar verschoben worden. Es fragt sich also, ob die jetzige Regierung diesen Termin überleben wird. Einen bemerkenswerten Versuch, den Weiterbestand des Ministeriums zu ermöglichen, entfaltet die Sozialdemokratie mit ihrem durch eine spezielle Partei-Kommission aufgestellten Behrprogramm. Selbstverständlich sieht dieses Programm die friedliche Lösung aller Konflikte durch obligatorische Schiedsgerichte vor, samt „Ausgestaltung des Völkerbundes zu einem wirklichen Instrument des Friedens“. Angesichts der fortwährenden „Machtpolitik imperialistischer und fascistischer Staaten“ wird trotzdem die Notwendigkeit, zum Schutz der Selbstbestimmung des deutschen Volkes eine Wehrmacht aufrechtzuerhalten, anerkannt. Wohl fügt man die Einschränkung bei, die Reichswehr (wie übrigens auch der Völkerbund) müsse „demokratisiert“ werden, ihr Offiziersnachwuchs sei aus allen

Wolkstreifen zu rekrutieren usw. Diese grundsätzliche Haltung bleibt auch mit den gemachten Beschränkungen und bleibt namentlich bei einer Vergleichung mit schweizerisch-sozialdemokratischen Rundgebungen interessant. Krisenhaft sah es auf Neujahr hin um die Regierung in Frankreich aus. Eine Gefahr erstand im Zusammenhand mit der vom Parlament ohne viel Skrupel beschlossenen Erhöhung der Abgeordneten- und Senatorengelder von 45,000 französischen Franken auf 60,000, mit kommemendem Anstieg bis auf 75,000. Im Ministerium kam es zu Unstimmigkeiten. Denn in Frankreich weiß nun einmal so ziemlich jedes Kind, daß die Parlamentarier über viel Nebeneinkünfte verfügen, sodaß die kühne Gehaltserhöhung allgemein wenig sympathisch aufgenommen wird. Zur Beschwichtigung der Opposition hat man sich nun auf gleichzeitige Annahme einer Vorlage geeinigt, die fortan das Mandat des Parlamentarier mit einer Reihe privatrechtlicher Tätigkeiten unvereinbar macht. In Frankreich, wo man den vollbezahlten Berufsparlamentarier nun einmal hat, mag diese empfindliche Berufs-Einschränkung nötig und heilsam sein. Daß die Schweizer Sozialisten nicht auch bei uns auf dem Umweg über ähnliche Maßnahmen den ersehnten Berufsparlamentarismus ins Leben rufen können, soll schon in den Anfängen verhütet werden. Das Ministerium Poincaré ist also unverfehrt geblieben. Für die Führung der Reparationsverhandlungen und die Sicherung der finanziellen und politischen Stabilität erscheint Poincaré unentbehrlich. Uebrigens befürchtet das Publikum auch, daß man Poincaré, den Rechtsschaffenen, besonders deshalb wegzueilen suchte, um die Beteiligung hochgestellter Kreise an verschiedenen Skandalen letzter Zeit zu vertuschen. Die Radikalen marschieren vielleicht am 10. Januar mit neuen Interpellationen auf, um den auf Neujahr verhüteten Sturz weiter vorzubereiten. Eine wichtige Stunde hat in Jugoslawien geschlagen. Das Kabinet Koroschek ist endlich zurückgetreten. Seit dem 20. Juli, dem Tage des Attentats in der Stupschina, wartete man darauf. Die Serben konnten sich aber bisher nicht dazu finden, den Kroaten entgegenzukommen. So dauerte die Staatskrise latent an; die Haltung der demokratischen Partei führte jetzt zum Ausbruch. Es wird sich endlich entscheiden müssen, ob man den kroatischen Wünschen nach größerer Autonomie entgegenkommen oder mit einem verkleinerten Koalitionskabinet weiterwurfeln will. Im Zeichen des Friedens beginnt die Welt außerhalb Europas unser neues Jahr 1929. Bolivien und Paraguay haben den entscheidenden Schritt zur Verständigung getan, indem sie das Protokoll der panamerikanischen Schiedskonferenz annahmen, wonach die Vertreter von Argentinien, Brasilien, Uruguay, Kuba und der Vereinigten Staaten den Streitfall beurteilen sollen. Die Meldung von

einem neuerlichen Ueberfall der Bolivianer auf das umstrittene Fort Banguardia hat sich in der Folge nicht bestätigt. Die Schiedstätigkeit kann also ungehindert beginnen. Und schließlich hat auch der Ferne Osten eine bedeutungsvolle Wendung zum Frieden erlebt. Nicht nur scheint in Afghanistan der Zustand dank der kalten Witterung erloschen, vielmehr kann eventuell nun auch die Einigung von ganz China als gesichert betrachtet werden. Bisher bildete der Norden, die Mandschurei, immer noch einen Fremdkörper, der die nationale Regierung in Nanking nicht anerkannte. Die Anerkennung der Nanking-Regierung durch England soll es nun zuzuschreiben sein, daß sich die nordischen Generale eines bessern besannen. Für das Reich der Mitte wäre die Tatsache dieses Zusammenschlusses nicht nur als moralischer Erfolg der Einigungstendenzen hoch zu werten, sondern mehr noch aus dem speziellen Grunde, daß hiemit endlich Japan die Möglichkeit verlieren würde, seine imperialistischen Ansprüche in Nordchina durch chinesische Generale, die es mit Geld und Waffen verschah, weiter zu verteidigen. Der Traum eines Friedens in China könnte also doch noch zur Wirklichkeit werden.

Technische Rundschau.

Elektrische Gleichrichteranlagen für den Vollbahnbetrieb. Nicht aus Gründen der Unabhängigkeit von ausländischen Rohstofflieferungen oder zur Nutzung eigener Wasserkraft, sondern weil der Verkehr zwischen Rotterdam und Amsterdam auf die Dauer mit der bestehenden Dampftraktion nicht mehr bewältigt werden kann, entschloß sich die holländische Eisenbahnverwaltung zur Einführung des elektrischen Betriebes an Stelle des Dampfes. Nach reiflicher Prüfung ausländischer Verhältnisse wurde beschlossen, für die allgemeine Eisenbahn-Elektrifikation hochgespannten Gleichstrom von 1500 Volt zu verwenden. Die vorläufig auf 30 Millionen Kilowattstunden pro Jahr berechnete Energiemenge wird von verschiedenen Kraftwerken des Landes geliefert. Zur Umwandlung der Drehstromspannung von 5000 resp. 10,000 Volt in Gleichstrom beschloß die Bahnverwaltung bedienungslos Quecksilber-Gleichrichter von der Firma Brown, Boveri & Co. Baden in die sieben vorgesehenen Unterwerke einzusetzen, nachdem sie sich von der vorzüglichen Leistung dieser bewährten Konstruktion durch eingehende Versuche überzeugt hatte. Diese Unterstationen sind als die bedeutendsten und modernsten Gleichrichteranlagen für den Vollbahnbetrieb nicht nur in Europa, sondern auch in den Ueberseeeländern anzuspprechen. Die geplante Arktis-Fahrt im Luftschiff. Im Jahre 1926 war der Plan gefaßt worden, mit einem Luftschiff von der Größe des „Graf Zeppelin“ in die arktischen Regionen vorzudringen. Die ungenügende Sicherheit des Unternehmens hat diesen Plan indessen zum

Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen

(Fortsetzung.) 2. Von Handwerk, Gewerbe, Beruf, Stand, Amt und Würde entlehnte Familiennamen. Noch heute können wir beobachten, wie die Einwohnerschaft eines Dorfes, vorab die Kinderwelt, den Knaben Mag des Pfarrers Müller nicht Mag Müller sondern Pfarrers Mag und die Tochter des Wächters Meier nicht Marie Meier sondern Wächters Marie nennen, weil das Amt, welche diese Dorfgesossen täglich ausüben, viel eher sich aufdrängt als der Familienname. Es ist daher leicht verständlich, daß man in jener Zeit, wo der bloße Personennamen zur Bezeichnung einer Person unzureichend war, einen Beinamen des Handwerks oder Gewerbes, das einer betrieb, oder des Amtes oder der Würde, die einer bekleidete, wählte. Schon im 12. Jahrhundert begegnen uns Namen, die von Amt und Gewerbe entnommen sind, so Schultheiß, Münzer, Zoller, Zehnder, Meyer und Müller. Die meisten dieser Namen sind allgemeinverständlich und bieten uns Einblick in die Tätigkeit unserer Vorfahren. Oft aber bieten sie Schwierigkeiten, weil das Geschäft je nach der Gegend ganz verschiedene Namen führt, oder weil viele Handwerke eingegangen sind und ihre Benennung nicht mehr entstanden wird. Von den Gewerben, die für Nahrung sorgen, sind folgende Namen entstanden: Becker, Beck, Brodbeck, Surbeck; häufig sind auch die Namen Pfister (vom lateinischen „pistor“ d. h. Müller, der auch Brot backt) und Simmler

oder Semmler (Semmelbäcker) und Rächler (Ruchenbäcker). Neben den Bäckern begegnen uns als Familiennamen: Fleischer, Metzger, Fleischmann, Käfer, Käsmann, Würster und Ruttler. Von den Handwerkern, die sich betätigen, den Durst der Mitmenschen zu löschen, treffen wir die Namen: Brauer, Breyer, Breuer, Bierbrauer und Ohmsieder, dann Birth, Wirth, Wirtz, Hauswirt, Schenk und Weinschenk. Von der Kochkunst sind entnommen: Koch und Köchli. Von den Berufen, die für die Bekleidung sorgten, sind eine große Zahl Namen entstanden. Hieher gehören: Färber, Schwärzmann (Schwarzfärber), Gerber, Fellmann, Fehlmann, Gürtler, Hutmacher, Kürschner, Lederer, Näher, Meyer, Hentscher (Handschuhmacher), Spinner, Spuhler, Weber, Walter und Wullschlegel (welche durch Schlagen die Wolle reinigten) und Hächler (Wolle hecheln). Der Name Schumacher kommt erst später vor, denn früher wurde dieser Handwerker Suter genannt (vom lateinischen „sutor“) oder Sütterlin und Sauter, etwas präziser auch Schuchfuter, woraus dann die Formen Schuster, Schuchzer, Scheuchzer, Schuwert, Schubart und Schubert entstanden. Die gleiche Bedeutung liegt in den Namen Sutermeister, Schumann, Schuckmann, Kalbfuter, später Halbfuter (Schuster, der Kalbleder verarbeitet) und Rietterer (Schuhflecker). Die Namen: Schneider, Schnyder, Armbruster, Holzzieler, Bachofner, Plattner (Plattenharnischmied), Binder, Büttner, Fächler, Kiefer, Küßer, Kübler, Glaser, Goldschmied, Hafner, Kefler, Löffler, Maurer, Pfändler, Sager, Seiler, Sattler, Schlosser, Schnecker, Schnigler, Spengler, Sportler und Spoeri,

Wagner, Ziegler, Zimmerli und Zimmermann bedürfen keiner Erklärung. Mit Deber, Drepler, Trachsel, Tachslar, Dreier und Deyer wird die Drehe oder Dechslar benannt. Gelze, ursprünglich Galzer (von galzen = kastrieren) und Nonnenmacher sind diejenigen, die junge Schweine, Schafse, Käber verschneiden. Bader hieß der Besitzer einer Wadestube; Schäfer, Scherer, Schär bezeichnet den Bart- und Haarscheerer. Mit Stuber wurde der Wirt der Junft- oder Gesellschaften bezeichnet. Bogner hieß der Verfertiger der Armbrustbogen und Brenner der Kalk- oder Branntweinbrenner. Brunner oder Bronner waren Brunnenmacher und Brugger, Brucker, Bruggmann, Bruckmann waren Brückenbauer. Deck und Decker ist der Dachdecker, Euler der Töpfer (von aul = Töpfer), Treichler der Verfertiger der Treicheln. Lavater (lat. lavator) Wäscher und Tuchmacher im Kloster. Breiser, Preiser und Preiswert (von biser = schnüren) ursprünglich Schnürmacher, dann allgemein Postamenten. Der Küßer, der Zuber machte, hieß auch Zuber oder Zuberer und der Töpfer formte Hafen, daher der Namen Häfeli. Zahlreich ist das Geschlecht der Schmiede und rechtfertigt eine etwas genauere Betrachtung. Schon im 9. und 10. Jahrhundert, also bevor die Familiennamen aufkamen, finden wir den Personennamen Smithard oder Smido, aus dem Smid, Schmid, Schmidle und und Schmidlin entstand. In späterer Zeit erst wurde der Name Schmied einem Geschlecht zugelegt, dessen Stammvater den eigentlichen Schmiedebetrieb ausübte. In alter Zeit schmiedete man nicht nur Eisen, Kupfer, Silber und Gold, sondern

Scheitern gebracht. Seither haben die technischen Neuerungen, welche mit der Luftschiffahrt verknüpft sind, derartige Veränderungen hervorgebracht, daß erneut der Gedanken einer Weltreise im Luftschiff ausgegriffen wird. Die erfolgreiche Fluge des „Graf Zeppelin“ unter Verwendung von Triebgas und die Vervollkommnung der Funkentelegraphie haben in Dr. Eckener, dem erfahrenen Luftschiffführer, und in Frithjof Nansen, dem greisen Polarforscher, den Plan reifen lassen, das Projekt gemeinsam zu studieren. Für die Abfahrt ist das Frühjahr 1930 in Aussicht genommen.

Außer Forschungen über das Vorhandensein von Land im Gebiet des Nordpols sollen besondere Meeresstiefenmessungen unter Verwendung des Behm'schen Echolotes vorgenommen werden. Auch sollen auf dem festen Eise vom Luftschiffe aus Beobachtungsstationen angelegt werden. Die dort befindlichen Leute sollen während eines Jahres ozeanographische und radiotechnische Untersuchungen ausführen, deren Ergebnisse für Europa von größter Bedeutung wären. Nach Ablauf der Frist werden die Mannschaften wieder mit dem Luftschiffe abgeholt.

Schnupfen-Heilung durch Elektrizität.

Schon verschiedentlich wurden Versuche unternommen, welche dahinzielten, die Erkältungserscheinungen, die wir gemeinlich unter dem Begriff „Schnupfen“ erfassen, durch die Einwirkung von elektrischen Strömen zu beseitigen. Die angewendeten Verfahren bedeuteten aber eine Belästigung der Patienten und bürgerten sich daher nicht ein. Nun ist es neuerdings dem Lyoner Spezialisten Dr. Bordier gelungen, eine Apparatur zu konstruieren, welche es erlaubt, elektrische Ströme zur Heilung zu verwenden, ohne daß für die Erkrankten irgend welche Beschwerden zutage treten. Die mit der Stromquelle über einen elektrischen Widerstand verbundenen beiden Elektroden werden mit einem isolierten Bügel auf der Nase festgehalten, wobei ein um den Kopf gelegtes Band das Gewicht vermindert. Die Stärke des Stromes wird durch den Widerstand auf 200—300 Milliampere gehalten. Die Behandlung erfolgt solange, bis der Patient ein angenehmes Wärmegefühl im Innern der Nase verspürt. Wird die Erwärmung zu stark, so kann durch Regulierung der Stromzufuhr die Störung beseitigt werden. Es ist dem Gelehrten gelungen, in verschiedenen Fällen den hartnäckigsten Schnupfen durch diese Behandlung innert zwanzig Minuten zum Verschwinden zu bringen.

Neue Kräfteanlagen in Palästina und Ägypten.

Die Industrialisierung macht auch in den Ländern an der Süd- und Ostküste des Mitteländischen Meeres andauernde Fortschritte. Zur Beschaffung des erforderlichen elektrischen Stromes baut gegenwärtig nach Zeitungs-meldungen aus Jerusalem die „Palestina Electrical Corporation“ an den Ufern des Jordan große Anlagen. Projektiert ist ferner die Einführung des wasserreichen Jarmukflusses in den Libanussee, der gegenwärtig nur durch den Jordan gespeist wird. Die Steigerung der Wassermengen gestattet die Anlage von großen Ueberlandleitungen, deren Spannung von 66,000 Volt bis nach Haifa und Jaffa geleitet werden kann.

In Ägypten will die Regierung eine etwa 400 Kilometer westlich von Cairo gelegene „Depression“ von 40 bis 100 Meter Tiefe unter dem Meeresspiegel als Stau-becken ausbauen. Durch eine etwa 160 Kilometer lange Leitung soll Meerwasser in diese Senkung eingeleitet werden, deren Umfang denjenigen der Hälfte unseres Landes nahezu erreicht. Das einströmende Wasser durchstößt die Turbinen und gibt seine Kraft an sie ab. Aus dem See, der sich in der Tiefe bildet, soll durch Bewässerung der umliegenden Wüste neues Nutzland gewonnen werden. Die Kosten des Projektes werden auf rund 500 Millionen Franken veranschlagt.

Eine Neuerung in der Hausnumerierung.

Nabezu 150 Jahre sind verflossen, seit die Nummerierung der Häuser zur leichteren Orientierung in den größeren Ortschaften eingeführt wurde. Seither hat man in dieser Hinsicht keine wesentlichen Verbesserungen vorgenommen, trotzdem schon oft Klagen über die ungenügende Sichtbarkeit der Nummertafeln laut werden. Namentlich bei nebligem Wetter, in der Dunkelheit und bei Gebäuden, welche abseitig der Straße in Gärten errichtet sind, ist es oft fast unmöglich, die Hausnummer zu erkennen.

Diesem Uebelstande macht nun die Erfindung eines Berner Technikers ein Ende. Die „beleuchtete Hausnummer“ besteht aus einem weiterleuchtenden Metallkasten, der an der Vorderseite die durch ein Transparent von hinten erleuchtete Nummer trägt. Nach unten ist der Apparat durch eine Milchglascheibe verschlossen, welche die Strahlen der eingebauten elektrischen Lampe auf den Hauseingang fallen läßt.

Die praktische Vorrichtung hat schon an verschiedenen Orten Eingang gefunden. Sie kann unter Verwendung eines gewöhnlichen Klingeltransformators an jede bestehende Lichtleitung angeschlossen werden. Die Behörden zahlreicher Schweizerstädte, denen die Konstruktion vorgelegt wurde, haben sich in empfehlendem Sinne für deren Anschaffung ausgesprochen. Wünschenswert wäre die Verallgemeinerung dieser Idee in dem Sinne, daß auch die Straßenschilder, die Haltestellen der Straßenbahnen und der Omnibuslinien auf ähnliche Weise bezeichnet würden. Solche Einrichtungen würden wesentlich zu einer glatteren Abwicklung des Verkehrs beitragen.

Die maschinelle Herstellung von Nulnuten.

Mit der Steigerung der Maschinenleistung eng verknüpft ist die zweckmäßigste Lagerölschmierung. Zur Versorgung der Gleitflächen mit Öl wird man nicht den Punkt des stärksten Lagerdruckes wählen, sondern eine möglichst druckfreie Stelle, an der sich das Öl gut verteilen kann. Wichtig ist hierfür aber ein gleichmäßiger Verlauf der Nuten über die ganze Lagerfläche. Neuerdings wird eine Maschine hergestellt, die es erlaubt, die Nulnuten in jedes Lager in einem Bruchteile der für die Handarbeit erforderlichen Zeit zu ziehen. Die maschinell hergestellten Lager sind außerdem viel gleichmäßiger und sauberer, als die von Hand gezogenen. Mit Hilfe der Nutenziehmaschine können die verschiedensten Formen bis zu den geringsten Durchmesser durchmessern hergestellt werden.

Eine neue Kohlenstaub-Lokomotive.

Nachdem sich die Verfeuerung kleinstückiger Kohlen in Staubform unter Dampfdruck bestens bewährt, lag der Gedanke nahe, dieses Material auch zur Heizung von Lokomotiven heranzuziehen. Die ersten Versuche entsprachen jedoch bei weitem nicht den Anforderungen und Erwartungen. Nach langwierigen Untersuchungen über die beste Brennerform ist es nunmehr gelungen, eine Konstruktion zu schaffen, welche den Eigenheiten des Lokomotiv-Beetriebes gerecht wird. Der Brenner, in dem der Kohlenstaub mit Luft gemischt zur Verbrennung gebracht wird, besteht aus einem abgestumpften Hohlkegel. In der Endfläche befinden sich zahlreiche dünnwandige Öffnungen, durch welche der Kohlenstaub mit kurzer Flamme herausbrennt. Die „weiche“ kugelige Flamme erübrigt die Erstellung einer besonderen Kühlanlage für den Brenner. Die mit diesen Brennern ausgerüsteten Lokomotiven haben durchaus befriedigende Resultate geliefert. Es ist auf diese Weise möglich, billige und minderwertige Kohlen nutzbar zu machen, die bisher für die Heizung unbrauchbar waren.

Ein industrielles Freiluftschwimmbad.

Die Betriebsleitung eines ausländischen Unternehmens hat in Gemeinschaft mit der gesamten Arbeiterschaft durch freiwilligen Dienst ein Freiluftschwimmbad erbaut, das nunmehr allen Beteiligten zum Nutzen gereicht. Vom Direktor bis zum jüngsten Lehrlinge beteiligten sich alle Angestellten am Bau dieses Bades, zu dem die Firma das nötige Material gratis zur Verfügung gestellt hatte. Innerhalb sieben Wochen waren das 400-Kubikmeter-Bassin ausgehoben und sämtliche Maurer und Zimmererarbeiten vollendet. Schließlich wurden auf dem Gelände, welches die Badanstalt umgibt, noch Rasenplätze erstellt, auf denen die Teilnehmer in ihrer Freizeit dem Sport obliegen können. Das Zusammenarbeiten soll noch den weiteren Vorteil mit sich gebracht haben, daß zwischen der Betriebsleitung und den Angestellten ein erfreulich enger Kontakt hergestellt wurde, wie er auf anderen Wegen nicht zu erreichen gewesen war.

Schweizer Schnellzuglokomotiven für Java.

Die Niederländisch-Indischen Staatsbahnen haben bei der Firma Brown, Boveri & Co. Baden im vergangenen Jahr (1927) zwei neue Schnellzuglokomotiven bestellt, die nunmehr in Betrieb genommen wurden. Sie laufen auf der Strecke Batavia-Buitenzorg und dienen dazu, die schon

früher von derselben Firma gelieferten elektrischen Lokomotiven zu entlasten. Die Bauart der neuen Maschinen ist die ähnliche wie diejenige der früheren, mit geringen konstruktiven Abweichungen.

Nachdem nun die neuen Lokomotiven eingefahren sind, werden die dortigen Brown-Boveri-Lokomotiven zum ersten Male seit drei Jahren einer Revision unterzogen. Es ist ein schönes Zeichen für die Qualität dieser ununterbrochen im Dienste befindlichen Maschinen, daß sie so lange Zeit ohne gebührende Spezialwartung arbeiteten. Erschwerend fällt hierbei noch ins Gewicht, daß diese Maschinen fast unmittelbar unter dem Äquator fahren müssen und somit beständig den Einflüssen des extremsten Tropenklimas ausgesetzt sind.

Eidgenossenschaft.

Bundesbahn-Lehrlinge gesucht.

Die Schweizerischen Bundesbahnen nehmen dieses Frühjahr etwa 90 Lehrlinge für den Stationsdienst auf. Verlangt werden gute Schulbildung, Mindestalter 17 Jahre, Höchstalter 22 Jahre. Anmeldungen sind bis 10. Januar zu richten an die Kreisdirektionen Lausanne, Luzern oder Zürich. Den Anmeldungen sind die Schulzeugnisse, sowie ein Leumundszugnis beizulegen.

Bern.

Auf dem hohen Kalkplateau des Juras hängt Gedeh und Verderb der Landwirtschaft von einer richtigen Lösung der Wasserversorgung ab. Die Baudirektion des Kantons Bern hat nun in Böschlag gebracht, die vorhandenen großen Quellen des Jura nutzbar zu machen und sie in richtiger großzügiger Verteilung den Gemeinden zur Verfügung zu stellen. Als erste Etappe handelt es sich um die Verwertung der großen Quelle von Mierg bei Unterwelter, deren normaler Bestand 5000 Minutenliter beträgt; zur eventuellen Ergänzung in der Zukunft könnte die Quelle „Blanches Fontaines“ in den Gorges de Pi-chou mit 8000 Minutenlitern herangezogen werden. Die Kosten für die Installation des Wertes sind auf 1,915,000 Franken veranschlagt, wobei 3600 Minutenliter produziert werden könnten.

Genf.

Seit dem Jahre 1814 feiern die Genfer den Silbertag als nationales Fest der „Restauration“. Es wird jeweils ein Umzug patriotischer Vereine abgehalten, und vor dem alten Baudet-Turm des Hotel de Ville wird die Wiederbefreiungsproklamation verlesen. Die beiden Militärmusiken „Landwehr“ und „Elite“ geben vor den Wohnungen der Herren Staatsräte ein musikalisches Ständchen und in der Kathedrale St. Pierre wird ein feierlicher Gottesdienst abgehalten. Man kann nicht sagen, daß ein großer Teil der Bevölkerung an diesen alljährlich begangenen Nationalfeiern zum Andenken an die Befreiung der Stadt-Republic von der 15jährigen französischen Besetzung und Bewillkommung der Schweizertruppen am Port Noir (31. Dezember 1813 und 1. Januar 1814), womit der Anschluß Genfs an die Schweiz tatsächlich vollzogen wurde, teilnimmt, doch verspürt man aus ihnen deutlich genug den Pulsschlag des eigenen politischen Lebenswillens dieser Stadt.

Baselland.

Regierungsratsverhandlungen vom 3. Januar 1929.

Die Sonntag den 30. Dezember stattgehabte Wahl von Dr. Paul Gysin, Gerichtsschreiber, in Diefstal, zum Präsidenten des Bezirksgerichts Diefstal wird bestätigt und dessen Amtsantritt im Einvernehmen mit dem Obergericht auf 10. Januar 1929 angesetzt.

Die Stelle des Gerichtsschreibers des Bezirksgerichts Diefstal soll auf 14 Tage zur Neubesezung ausgeschrieben werden.

Regierungsratsverhandlungen vom 4. Januar 1929.

Die Finanzdirektion gibt Kenntnis von dem Berichte der Finanzkontrolle über die Verwendung des Jodsalzes. Danach hat dieselbe seit 1923 bis 1927 von 120,375 Zentner auf 779,325 zugenommen.

Es werden vom Regierungsrat gemäß §§ 4 und 5 des Staatssteuergesetzes gewählt:

kannte Erscheinung! Denken wir nur an die Haremsverhältnisse in einem Hühnerhof, bei Waldhühnern und Fasjanen! Aber am schlimmsten treibt es in diesem Stück doch wiederum der Kuckuck, der als der Don Juan unter den Vögeln gelten dürfte, denn man hat beobachtet, daß ein Kuckuckmännchen in der kurzen Zeit einer Stunde dreimal seine Günst anderen Weibchen erwiesen hat, was diese mit gleicher Münze bezahlten.

Das eine ist aber bei diesen letztgenannten Vögeln auffällig: kalt, teilnahmslos gehen Weibchen und Männchen nebeneinander durchs Leben, zu mehr als zu sinnlichen Begehren kaum fähig, noch fähig zu sorgender, gepflegter Liebe, wie wir sie bei Vögeln mit eigenem Heim und Familienleben finden.

In bezug auf Treue und Treulosigkeit bieten uns die Vögel also ein treffliches Spiegelbild der Menschheit!

Der „Nebelpalster“ tritt mit der neuen Nummer seinen 55. Jahrgang an. Das ist ein Zeichen seiner Lebenskraft und des Willens des Schweizervolkes, dem oft scharfen und trafen Kritiker das Rostrost für 1929, beschwört die bösen Geister der Vergangenheit und wartet. Daniolo, der bodenständige Urner, zeichnet einen Denkmal- dessen besondere Stärke in der Karikatur der ausländischen Politik der Appenzeller Ref Amanullah und sein Volk und das Erbe der festhält. Böttli hat in Wort und Bild famose Beiträge beigefeuert.

Wochenplan des Stadttheaters Basel. Sonntag, 6. Jan., 20 Uhr: „Das Dreimäderlhaus“.

jede Art künstlerischer Verfertigung hieß „Schmieden“, deshalb gibt es so auffaend viele Zusammensetzungen mit Schmied, wie: Goldschmied, Kupferschmied (auch Kalkschmied), Hufeisenschmied, Hammerschmied, Hauen-schmied, Messerschmied, Waldschmied, Sägenschmied, Senfenschmied, aus dem in Luzern der Name Segesser entstand, Waffenschmied, Pfannenschmied, ja sogar Wurft- und Luchschmied. Der aargauische Name Hufeisenschmied hieß ursprünglich Huobschmied und bedeutete den Steuerbeamten, der die Huße (Huob) steuerbaren Landes nach dem Erntergebnis ansetzte, oder sie mit Gütern gleichen Wertes zusammenschlägt (schmiedet) und nach dem Steueransatz verzinsen läßt.

Kleine Zeitung.

Eheliche Treue und Untreue in der Vogelwelt.

Der im Volksmund gebräuchliche Ausdruck „loser Vogel“ läßt darauf schließen, daß wir von der Treue der Vögel im Allgemeinen nicht viel erwarten; aber zu Unrecht! Denn es ist seit langem erwiesene Tatsache, daß alle Zug- und Singvögel, mit ganz wenig Ausnahmen, ihren Liebesbund auf Lebenszeit knüpfen und ihn auch mit unverbrüchlicher und hingebender Treue halten. Ja, von gewissen, sinnerreich mit „Inseparabeln“ bezeichneten Zwergpapageien ist bekannt, daß mit dem Tode des einen Gatten auch der andere plötzlich alle Lust und Freude am Dasein verliert und vor Gram und Herzeleid sehr bald eingeht. Auch weiß z. B. Eugen von Hornmeyer, ein

Freund Brehms, von einer Störchin ein selbstbeobachtetes Geschichtchen zu erzählen, die, nachdem sie ihren Gatten durch die Kugel eines gewissenlosen Jägers verloren hatte, ihrer Mutterpflicht alleine genügt, im Herbst mit den Jungen die Reise nach Süden antrat und, trotz der eifrigen Werbung der verschiedensten Storchmännchen, während 12 Jahren ihre Witwenrauer nicht abgelegt hat. — Ein hübsches, wenn auch grauameres Gegenstück dazu berichtet der Tierforscher Karl Neumann, indem er von zur Brutzeit abgefangenen Staren und Gartenvögelchen erzählt, die schon nach wenigen Stunden der Trennung vom Weibchen vor Liebeskummer eingingen.

Nun ist es freilich sehr häufig beobachtet worden, daß bei fast allen Singvögeln, auch bei Tauben und Störchen, es durchaus in Ordnung scheint, daß, wenn das Männchen starb, das verlassene Weibchen schon nach wenigen Stunden den Gatten vergessen hatte und sich einem Andern in die Arme warf. Aber ich glaube, es würde durchaus falsch sein, wenn man dieses Verhalten mit Untreue bezeichnen wollte; vielmehr erklärt sich dieses Tun aus mütterlicher Sorge, denn die Ernährung der Jungen stellt ganz erhebliche Forderungen an die Eltern, denen das Weibchen allein kaum zu genügen vermag. Auch darf nicht übersehen werden, daß bei normalen Verhältnissen in der Vogelwelt immer eine große Zahl ehelustiger „Junggefelten“, nie aber „alte Jungfern“ vorhanden sind, denn die Zahl der Weibchen ist viel kleiner. Untreue ist demnach auch in der Vogelwelt keine un-

Inserationspreise:
 Die einseitige Zeile für den
 ersten Basler Tag . . . 20 Cts.
 übrige Schweiz . . . 25 Cts.
 Ausland . . . 35 Cts.
 Reklamen 75 Cts.
 Inserate nehmen entgegen:
 Schriftliche Annoncen-Expeditionen
 des In- und Auslandes

Abonnementpreise.
 Durch Verleger zugestellt:
 3 Monate . . . Fr. 4.10
 6 Monate . . . Fr. 8.—
 12 Monate . . . Fr. 15.—
 Durch die Post zugestellt:
 3 Monate . . . Fr. 4.50
 6 Monate . . . Fr. 8.50
 12 Monate . . . Fr. 16.—
 Postabonnemente 20 Cts. Zuschlag

Tagblatt

für das Birsed, Birsig- u. Leimental

Arlesheimer Bezirksblatt ~ Basellandschaftlicher Volksfreund

Wahlorgan für Aesch, Allschwil, Arlesheim, Biel-Benken, Binningen, Böttlingen, Etingen, Mänschenstein, Oberwil, Peflingen, Anach, Therwil

Redaktion, Administration
 im Arlesheim
 Telefon 111

Anzeiger für die angrenzenden Solothurnischen Gemeinden

Buchdruckerei Arlesheim
 Telefon No. 111
 Postfach V 2778

ersch. täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. Druck und Verlag: Buchdruckerei Arlesheim A. G.

Zum Basler Rheinhafenverkehr 1928.

Wie bekannt geworden ist, erreicht der Gesamtumschlag in den Basler Rheinhafenanlagen im Jahre 1928 die Höhe von rund 470,000 Tonnen Güter gegen 739,840 Tonnen im Jahre 1927. 95 Prozent der Güter mußten durch den klein dimensionierten Rhein-Rhonekanal befördert werden (1927: 30,6 Prozent), da der Rhein nur im Juli und August kurze Zeit fahrbar war.

Es hat sich, schreiben die „Basler Nachrichten“ gezeigt, daß der Zustand der Fahrinne des Rheins namentlich in der untern Strecke von Breisach bis Straßburg sich in den letzten Jahren viel rascher verschlechtert, als dies in den Vorkriegsjahren der Fall war. Auf welche Ursachen diese Erscheinung zurückzuführen ist, bedarf noch einer genaueren sachmännischen Prüfung. Ferner hat der Basler Hafenumschlag im Jahre 1928, trotz der Unmöglichkeit, den Rhein selbst in ausgiebiger Weise zu befahren, die nicht zu unterschätzende Tatsache erwiesen, daß in der Schweiz Güter genug vorhanden sind, um eine rationell betriebene Schifffahrt zu alimentieren, und daß es immer noch in genügender Menge Güter gibt, die trotz aller Konkurrenztarife der ausländischen Bahnen, Fern- und Seehafentaxen und trotz der vorläufigen Minderwertigkeit der zur Verfügung stehenden, so mühte sich Basel in seinen Hafenzum Transport auf den Schienen oder auf dem Gummi vorziehen.

Die Schifffahrt auf dem Rhein-Rhone-Kanal, auf dem 95 Prozent aller in Basel umgeschlagenen Güter im vergangenen Jahre befördert werden mußten, mag sich im einzelnen zwar ziemlich wirtschaftlich gestalten, doch ist die Leistungsfähigkeit des Kanals sehr beschränkt. Würde der Kanal allein für die schweizerischen Transporte zur Verfügung stehen, so hätte sich Basel in seinen Hafenanlagen mit einem Gesamtumschlag von höchstens 800,000 Tonnen jährlich begnügen, während der regulierte Rhein nach seriösen Berechnungen mindestens einen doppelt so großen Verkehr schon in den Anfangsjahren bringen wird. Gegen die Verwendung des Kanals spricht aber auch der Umstand, daß die Talgüter in immer steigendem Prozentsatz den Kanal meiden und trotz einem Gesamtumschlag von immerhin rund 470,000 Tonnen nur rund 38,000 Tonnen auf die Talsahrt auf dem Kanal entfallen. Einen großen Rückgang wies der Verkehr auf dem Kanal in den beiden Monaten Juli und August auf, da der Kanal etwa fünf Wochen lang zur Reinigung für d. Schifffahrt geschlossen war, eine Störung, die alljährlich im Sommer zur Zeit des regsten Schifffahrtsverkehrs eintritt und auch ihrerseits wieder für die ununterbrochene Schifffahrt im natürlichen Rheinstrom spricht. Wäre der Rhein zwischen Basel und Straßburg reguliert oder wären wenigstens die Schifffahrtshindernisse auf der untern Strecke und bei Stein behoben gewesen, dann hätte Basel im abgelaufe-

nen Jahre ohne Zweifel einen Wasserumschlag von einer halben Million Tonnen zu verzeichnen gehabt. Man begreift deshalb, wenn die Basler immer wieder auf die dringende Notwendigkeit der endlichen Inangriffnahme der Stromausbauarbeiten nach dem schweizerisch-deutschen Regulierungsprojekt hinweisen.

Flugverkehr in Basel im Jahre 1928.

Ueber 6000 Passagiere, rund 250 Tonnen Post, Fracht und Gepäck haben die Kursflugzeuge ab und nach Basel befördert. Gegenüber dem Vorjahre bedeutet das eine Zunahme von 33 Prozent an Passagieren, 61 Prozent an Post und 137 Prozent an Fracht. Das von sämtlichen Interessenten am Luftverkehr angezielte Ziel: die Fracht- und Postbeförderung zu steigern, die vor allem zu einer Wirtschaftlichkeit im Luftverkehr führen wird, scheint allmählich erreicht zu werden. Die Regelmäßigkeit war fast auf allen Linien noch größer als im Vorjahre. Die von Norden kommenden Flugzeuge der Linie Deutschland-Basel-Genf-Spanien trafen jedoch oft verspätet in Basel ein und konnten gleichtags den Nachtapparatort Genf nicht mehr erreichen. 1929 soll diese Linie wieder in Basel Nachtaufenthalt bekommen. Die Basel berührenden Linien weisen eine Frequenz von 29 Prozent auf zu 31 Prozent Durchschnittsfrequenz sämtlicher Linien im schweizerischen Luftverkehr. Auf diversen Linien wurden Flugzeuge mit ganz bedeutender Geschwindigkeit eingesetzt, so daß die Benützung verhältnismäßig klein scheint.

Der kleine Rückgang auf den Rundflügen rührt davon her, daß das Publikum auch zu Vergnügungszwecken immer mehr das Kursflugzeug irgend einer landschaftlich schönen Strecke ab Basel benützt.

Größere Aufmerksamkeit soll in Zukunft dem Lufttourismus und der Ausführung von Flügen auf Bestellung nach Orten, wo keine Linien hinführen, geschenkt werden.

Die gewaltige Zunahme von Schul- und Trainingsflügen beweist, wie sich die Sportfliegerausbildung in Basel nun plötzlich entwickelt hat.

Schließlich ist es erfreulich zu melden, daß sich kein einziger Unfall ereignete, abgesehen von der mißlungenen Notlandung eines Sportfliegers außerhalb des Platzes, die aber glücklicherweise ohne Personenschaden verlief.

Ueber das Fluglinienprogramm 1929 kann heute noch nichts Bestimmtes gesagt werden, die Ausichten für Basel sind befriedigend. Pflicht der Luftverkehrsorganisationen wird es sein, die Propaganda mit allen Mitteln noch intensiver durchzuführen und besonders das Flugwesen in allen Kreisen zu popularisieren. Handel und Industrie haben ihr Interesse zum Luftverkehr bekundet, müssen sich aber des Flugzeuges als raschestes Transportmittel für Post, Fracht und Reise noch viel intensiver bedienen.

Eidgenossenschaft.

Benzinzollanteile.
 Wie wir vernehmen, kann damit gerechnet werden, daß voraussichtlich noch im Monat Januar die Auszahlung der Benzinzollanteile der Kantone für die Jahre 1925 bis 1928 erfolgt. Die Benzinzollreserve, die in den genannten Jahren aus den Benzinzolleinnahmen des Bundes zur Verabfolgung an die Kantone angelegt worden ist, hat auf Ende 1928 den ansehnlichen Betrag von rund 19 Millionen Franken erreicht. Die Verteilung an die Kantone erfolgt nach Maßgabe des mit dem 1. Januar 1929 rechtskräftig gewordenen Bundesbeschlusses.

Elektrische Leitungsfragen.
 Mels. Die außerordentlich stark besuchte Protestversammlung vom 6. Januar in Mels, getragen von einem einheitlichen patriotischen Geiste und dem festen Willen, die Schönheit des Landes zu schützen und zu erhalten, nahm nach ausgezeichneten, mit großem Beifall aufgenommenen Referaten von Nationalrat Dr. Gelpke (Basel) und Alther, st. gallischer Bauernsekretär, durch einmütiges Erheben von den Sigen eine Resolution zuhanden des Bundesrates an, den U. G. Bündner Kraftwerken eine Bewilligung zum Bau einer Hochspannungsleitung Bündnerland-Zürichsee nicht zu erteilen, es sei denn, daß sich die Elektrizitätswerke Zürich und die Bündner Kraftwerke zwecks gemeinsamen Bau und Betrieb einer Leitung, unter Beseitigung der Mittelableitungen, nach Inbetriebnahme der neuen Leitung verständigen. Für den Fall, daß dieses Begehren abgelehnt würde, soll eventuell der Weg der Initiative beschritten werden.

Ein neuer schweizerischer Segelflieger.
 Bern. Am Sonntagnachmittag 17 Uhr hat der 19jährige Segelflieger Gottfried Suter aus Bern, Mitglied des bernischen Flugsporoklubs, vom Längenberg nach dem Belpmoos mit einem motorlosen Flugzeug einen Flug von vier Minuten Dauer mit verschiedenen S-Kurven ausgeführt, und damit die Bedingungen des schweizerischen Veroklubs für die Erlangung des Segelflieger-Brevets erfüllt.

Bank Wolfensberger und Widmer.
 Zürich. Der Verwaltungsrat der Bank Wolfensberger und Widmer hat festgestellt, daß es wegen der Feiertage und mit Rücksicht auf die Fülle der in Betracht kommenden Fragen noch nicht möglich war, die Prüfung über die Möglichkeit der Vermeidung des Konkurses vollständig durchzuführen und dem Kurator allfällig dahingehende Vorschläge zu unterbreiten. Diese Bemühungen werden fortgesetzt, und es ist mit Zustimmung des Kurators auf den 18. Januar die definitive Beschlußfassung des Verwaltungsrates über seine Stellungnahme anberaunt.

Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen (Fortsetzung.)

Vom Land-, Wein-, Obst- und Gartenbau sind die Namen: Baur, Bauer (neuere Form), Bäuerle, Bürt, Lohbauer (Bauer am Loh-Wald), Nachbauer, Nachbur, Achermann, Achermann, Baumann, Baumgartner, Flachsmann, Feldmann, Gärtner, Graber, Mäder (Mäher), Rebmann, Pflüger, Trottmann, Weinmann, Wiesmann, Weingartner, Feser, Fäsi (fesen, fäsen = Zinkel-Korn) usw. entnommen. Im Zusammenhang mit der Beforgung und Haltung der Haustiere stehen die Namen: Geißmann, Geißhirt, Geißer, Herder und Herter (v. hertaere = Hüter der Gemeindeherde), Rindknecht, Schäfer, Senn, Treiber, Roshirt, Ziegenhirt, Kuhhirt, Ochsnar und Imber (Wiener), Fischer, Bischer, Fehrman, Fährmann, Schiffer, Schiffmann, Schifferli, Seemann und Wassermann stehen mit Fischerei und Schifffahrt im Zusammenhang, während Baumeister, Bergmann, Straßer, Wegmann und Wuhmann vom Bauwesen stammen. Die Kultur und Ausbeutung des Waldes haben folgende Namen ins Leben gerufen: Holzer, Holzauer, Holzmann, Holzknacht, Köhler, Köhler, Köller, Weidmann, Scheller (Rindenschäler), Aschmann, Aeschmann, Eschmann und Stocker (ausstochen). Die Namen Kaufmann, Krämer, Kramer, Salzmann und Eiermann bedürfen keiner Erklärung.

Von der im Mittelalter viel gepflegten Musik entstanden die Namen Bläser, Läufer (vom mittelhochdeutschen töuben = blasen), Dutler, Fiedler, Fislter, Geiger, Gyger,

Geigy, Lautenschlager, Pfeifer, Pfyfer, Schwegler (vom mittelhochdeutschen swegele = Flöte), Singer, Sängler, Spillmann, Trümpp (althochdeutsch trumpani = Trompeter). Die Jagd hat den Namen Jäger und Weidmann, der Vogelfang den Namen Vogler gerufen. Herrschaft und Dienstverhältnis sprechen aus den Namen: Herr, Altherr, Burgherr, Heer, Schalk, Schalk (althochdeutsch scalc = Knecht), Knecht, Gutknecht, Knechtli, Diener, Knapp und Fröhner (Frohndienstpflichtig). Gsell, Obergfell, Meißter, Neumeister, Hintermeister usw. bezeichnen den Rang im Handwerk, während Hausherr und Hausmann soviel als Hausbesitzer und Mieter bedeuten. Häusler bedeutet einen Landmann mit eigenem Haus. Auf Lebensverhältnisse, persönliche Freiheit oder Hörigkeit weisen hin die Familiennamen Leenherr, Lehmann, Lehner, Frey, Freymann, Eigenherr, Eigenmann und Freuler oder Freyler (Höriger eines Frauensittes).

Der Inhaber einer „Hube“ (ein für den Bedarf einer Familie berechneter Normalhof von zirka 30 Jucharten) hieß Huber, Hubmann, Underhub oder Hübner, während der auf einem „Widum“-gute (Widum = Kirchengut) sitzender Bauer Widmer, Wimmer oder Widmann genannt wurde.

Als Amtsnamen sind vorerst die Meyer und Keller zu erklären. Der Gutsbesitz der geistlichen und weltlichen Großen des Mittelalters war in einzelne Höfe (Hufen) zerlegt u. der Grundherr ernannte einen Oberbauer, lat. villicus major, deutsch Meyer, der die Oberaufsicht über alle Höfe hatte und selbst den wichtigsten Hof als Behen bewirt-

schafete und für den Eingang der Zinsen an Geld und Naturalien verantwortlich war. Auf großen Besitzungen amteete neben dem Meyer als untergeordneter Beamter der Keller, lat. cellarius, dessen Hof Kehlhof hieß und der speziell den Einzug der Naturalien, wie Korn, Wein, Hühner usw. zu besorgen und einzukellern hatte. Um die vielen Meyer näher zu unterscheiden, wählte man die bekanten Schreibarten mit ei, ej, ey, ai, aj und ay; aber auch das reichte nicht aus und es entstanden die vielen Zusammenfügungen mit Personennamen, wie: Petermeyer, Klausmeyer, Dittmeyer, Heinmeyer, ebenso mit der Bezeichnung einer Beschäftigung oder nach Erzeugnissen des Bodens oder Haltung von Tieren, wie Schmiedmeyer, Glasmeyer, Eisenmeyer, Kesselmeyer, Milchmeyer, Biermeyer, Gerstenmeyer, Kleemeyer, Birchemeyer, Geißmeyer, Raßenmeyer, Käsemeyer, Strohmeier, Waldmeyer usw. In den Dorfgemeinschaften und bei den Grundherren wurden verschiedene Beamte ernannt und so sind die Namen Zinsmann, Bannwart, Bannmert, Forster, Förster, Wächter und Weibel entstanden.

Die Benennungen der zahlreichen Beamten in Städten und bei geistlichen Herren sind fast alle zu Familiennamen geworden, so z. B. Schultheiß, Schultzeß, Schulze, Schulz, Turnherr (Türmer), Münzer, Lauser (Stadtläufer), Zoller (Zöllner), Fechter Fechmeister), Sinner, Mäher (Eichmeister), Imminger (von Immi = Kornmaß), Ranzler (Ranzleivorsteher), Richter, Schenk (Mundschenk), Falkner (Jagdfalken), Federspiel (Gesamtheit der Jagdfalken), Renner (Renntknecht, oft auch Bote), Schaffer oder Schaff-

Kummler & Matter U. G.

Uraou. Die in Uraou abgehaltene außerordentliche Generalversammlung der U. G. Kummler & Matter konstatierte die erfolgte Zeichnung und Vorkaufzahlung des Prioritätsaktienkapitals in der Höhe von 500,000 Franken und gab dem Verwaltungsrat die Ermächtigung, im geeigneten Zeitpunkt für weitere 200,000 Fr. kumulative 7 Prozent Prioritätsaktien auszugeben. Das voll einbezahlte Aktienkapital beträgt nunmehr 1,200,000 Fr. In den künftigen aus neun Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrat wurden neu gewählt: Oberst Mag. Ruoff, dipl. Ingenieur, in Rülchberg; Fürsprecher Hugo Lüthy, Brugg, und Ingenieur R. Wartmann, Brugg, sowie am Platze des zurückgetretenen J. von Bonstetten, Fürsprecher von Fischer in Bern. Anstelle des gleichzeitig vom Vorsitz zurücktretenden H. Kummler in Uraou wurde neu Ingenieur Ruoff in Rülchberg gewählt. Die langjährigen Verdienste Kummlers um das Unternehmen wurden bestens verdankt.

Vogelberingung in der Schweiz.

Man hat schon vor dreißig Jahren im Ausland begonnen, eingefangene Zugvögel mit einem leichten Metallring an einem Fingerring zu versehen, woraus beim Wiedereinfang oder Abschuss auf die Zugstraße und Lebensweise geschlossen werden kann. Das wissenschaftlich außerordentlich aufschlussreiche Verfahren wird seit einigen Jahren auch in der Schweiz gepflogen. Wie in den „Schweizerischen Blättern für Naturkunde“ zu lesen steht, hat man bis heute auf verschiedenen Stationen der Schweiz rund 20,000 Vögel beringt. Auf der Vogelwarte Sempach sind vergangenen Herbst allein über tausend Vögel, die gewöhnlich nördlicher Weise aus dem Schilf aufgeschwehrt und in Netze gejagt werden, mit Ringlein versehen worden. Aus Rückmeldungen, die Sempach zuzugingen, geht hervor, daß die jeweiligen im Herbst bei Sempach durchziehenden Stare in die Gebiete der Rhonemündung und dann mit dem Vorrück des Winters nach Nordafrika hinüberfliegen. Blässhühner, die im Herbst heranfliegen und den Winter auf den Seen des Mittellandes zubringen, scheinen ihre Brutstätten in Norddeutschland zu haben.

Freiburg.

Die Militärvereine des Kantons Freiburg, die kantonale Vereinigung schweizerischer Studenten und weitere patriotische Vereinigungen erhoben gemeinsamen Protest gegen einen unlängst im „Independant“ erschienenen Artikel, der eine in Chatel-St. Denis zu Ehren der während der Mobilisationszeit gestorbenen freiburglichen Soldaten abgehaltene Feier besprach. In dem Artikel wurde gesagt, es wäre nicht nötig gewesen, die in der Uniform an der Grippe gestorbenen Soldaten auf diese Weise zu ehren und man könne nicht behaupten, diese seien im Dienste des Vaterlandes gestorben. Diese Behauptungen sind wirklich zu albern, um einer besonderen Widerlegung zu bedürfen!

Baselland.

Vortrag von Frau Dr. Gerber aus Bern im Gemeindefaal in Arlesheim.

Unsere Frauen und erwachsenen Töchter werden hiermit herzlich eingeladen, am Sonntag den 13. Januar, 2 1/2 Uhr, zu einem Vortrag von Frau Dr. Gerber im Gemeindefaal Arlesheim. Die Vortragende ist für sie keine Fremde. In ihrer warmherzigen und eindringlichen Art und aus langjähriger Erfahrung sprechend läßt sie jenseits bei den Zuhörerinnen einen tiefen Eindruck zurück, wie wir hoffen wollen, einen nachhaltigen und gewinnbringenden.

Der Basellandschaftliche Verein zur Hebung der Sittlichkeit.

Arlesheim. (Korr.) Die Bautätigkeit in der Gemeinde ist wieder in saisonmäßigem Abflauen begriffen. Neu in Angriff genommen und bereits unter Dach gebracht worden ist ein Wohnhaus am untern Mattweg in der Nähe der Haltestelle Baselfstraße der BCB, sowie in Neu- und Umbau begriffen ein älteres Gebäude an der Ermitagenstraße, das neben Wohnungen auch die erweiterten Laden- und Werkstattträumlichkeiten für ein bisher schon im Hause betriebenes Gewerbe erhalten wird. Im weiteren wären nur noch zwei Wohnhäuser in der Kreuzmatt und am Hirslandweg zu nennen, die soweit gebiethen sind, daß sie im Frühjahr ihrer Zweckbestimmung übergeben werden dürften.

Kleine Zeitung.

Johannes Hus auf dem Scheiterhaufen.

A n e k d o t e.

Die Reformation ehrt in dem Prager Prof. Hus einen Märtyrer und Vorläufer Luthers. Wie bekannt, war Hus ein Schüler des englischen Reformators Wiclif, ein Eiferer gegen die damaligen mittelalterlichen Zustände der Kirche (Schisma), aber auch ein Neuerer und Reformator in bezug auf gewisse Sitten der katholischen Kirche (Ablass, Zölibat usw.). — Hus wurde deshalb auf das Konzil nach Konstanz berufen und zur Abschöpfung seiner Lehre aufgefordert.

Damals war der Weg vom Kopf zum Arm noch nicht so weit, wie hundert Jahre später zur Zeit Luthers, denn als Hus sich weigerte, abzuschwören, wurde er ohne langen Diskurs und trotz der Geleitbriefe seines Schutzherrn, die ihm Sicherheit des Lebens verbürgen sollten, zum Flammentod verurteilt und noch am selbigen Tage auf dem Scheiterhaufen gebracht.

Es galt zu jener Zeit als ein wohlthätiges Wert, wo-

Arlesheim. Im Rahmen der öffentlichen Vorträge, die vom hiesigen Verkehrsverein veranstaltet werden, spricht diesmal eine Frau über die Aufgaben der Frau in der heutigen Zeit. Frau Fischer-Miloth, die bekanntlich für die Interessen der Frau in unserem Lande erfolgreich tätig ist, wird nun kommenden Mittwoch den 9. Januar auch für uns aus ihrer Tätigkeit berichten.

Das Leben der Frau hat sich in den verflochtenen Jahrzehnten tiefgehend verändert. Die Bedeutung der Familiengemeinschaft ist gesunken, dagegen hat sich das Leben außerhalb des Hauses bedeutend entwickelt und auch die Frau in ihren Kreis gezogen. Die Frau ist in neue Berufe eingetreten. Fragen des öffentlichen Lebens stürmen auf sie ein. Welches sind die Aufgaben, die heute an die Frau herangetragen, und wie kann sie ihnen gerecht werden? Diese öffentlichen Probleme rechtfertigen allein schon einen allgemeinen Besuch dieses interessanten Vortrages.

Die Tat eines Geisteskranken.

Das Attentat auf Dr. Unger.

Wir haben in der Samstagnummer noch kurz die telegraphische Meldung unterbringen können, daß Dr. Unger aus Stuttgart einem Attentat in Nürnberg vor einem von ihm zu haltenden Vortrag zum Opfer fiel. Der Mörder, Krieger, ein früheres Mitglied der anthroposophischen Gesellschaft, der zufolge verschiedener Verfehlungen im Bau-Bureau des Goetheanums vor Jahren von der Gesellschaft ausgeschlossen wurde, litt seit dieser Zeit an Verfolgungswahn und hat sich seither durch pamphletische Schriften an verschiedenen führenden Anthroposophen zu rächen gesucht. Da aber diese ehrbeleidigenden Zuschriften dieses turbulenten Querulanten niemand ernst nahm, vertheilte sich wohl sein Haß gegenüber dem Angegriffenen so, daß er zur Waffe griff.

Die Verneinung der anthroposophischen Weltanschauung durch einen früheren Schüler Dr. Steiners hat nun ein bedauerliches Ende gefunden und wird vielleicht dadurch in das Mystrerium des Goetheanumbrandes in der Neujahrsnacht 1922/23 Licht bringen.

Zu der Ermordung Dr. Ungers wird weiter bekannt, daß die Tat in dem Augenblick geschah, als Dr. Unger die Türschwelle des Vortragsraumes im Luisenparkhaus überschritt. Ein Mann trat von rückwärts auf Dr. Unger zu und feuerte, ohne daß irgend ein Wort fiel, 3 Schüsse auf ihn ab. Dr. Unger wurde durch zwei Schüsse in den Kopf getroffen, während der dritte Schuß den Rücken durchbohrte. Dr. Unger sank schwer verletzt lautlos zu Boden. Er verlor das Bewußtsein. Wenige Minuten nachher verschied er. Der Täter wurde von den erregten Besuchern des Vortrages sofort festgenommen. Er leistete keinerlei Widerstand und wurde später der Polizei übergeben, die ihn als den 56jährigen Mechaniker Wilhelm Krieger aus Nürnberg identifizierte. Krieger war mit Dr. Unger schon seit Jahren bekannt und ist zweifellos als Geisteskranker anzusprechen, da er vor noch nicht langer Zeit in einer Heilanstalt untergebracht war und neuerdings wieder unter Verfolgungswahn litt.

Ueber das Motiv der Ermordung des Anthroposophenführers Dr. Unger berichtet die „Frankfurter Zeitung“, daß die ganze Angelegenheit in der Schweiz ein Vorspiel zu verzeichnen gehabt hat. Der Täter, Krieger, sei vor sieben Jahren aus der anthroposophischen Gesellschaft ausgetreten. Seit dieser Zeit war er nach seiner Angabe im Bann des Dr. Unger. Von diesem seelischen Druck wollte er sich auf irgend eine Weise Befreiung verschaffen. Dieser Druck sei nicht mehr allein von Dr. Unger, sondern auch von der ganzen anthroposophischen Gesellschaft auf ihn ausgeübt worden. Wegen dieser angeblichen Verfolgung hat Krieger schon vor mehreren Jahren bei einer schweizerischen Behörde Strafantrag gegen Dr. Unger gestellt. Dieser Strafantrag sei allerdings abgelehnt worden, worauf Krieger gegen das betreffende Gericht Beschwerde erhob. Er erklärte bei seiner Einvernahme, daß sein ganzes Ich von Dr. Unger und der anthroposophischen Gesellschaft mit dunklen Kräften gepeinigt worden sei. Als Krieger nun vor einigen Tagen die Ankündigung des Unger'schen Vortrages las, sei ihm klar geworden, daß er jetzt nicht mehr anders handeln könne als Dr. Unger zu töten. Schon früher habe er mit dieser Idee zu kämpfen gehabt, sich aber von ihr immer wieder befreien können. Diesmal aber sei

durch man sich die Seligkeit erwerben könne, wenn man zu dem für „Reker“ errichteten Scheiterhaufen Holz herbeibrachte.

Hus erwartete sein Geschick mit Mut und Standhaftigkeit, aber wie er sein letztes Gebet gesprochen hatte und gewärtig war, daß man den Holzstoß anbrenne, soll sich ein altes, graues Mütterchen durch die schaulustige Menge gedrängt und rasch noch ihr Bürdelein dürres Holz hingeworfen haben.

Hus, der ihr mit würdiger Ruhe zusehen, konnte sich einer fetsamen Rührung kaum erwehren und sein Ausruf: „O heilige Einfalt!“ ist sprichwörtlich geworden!

Eine Verkehrskomödie. Personen: Der Verkehrspolizist. Das „Publikum“. 1. Szene: Am Tage vor den Nationalratswahlen. Ein Arbeiter fährt mit rasender Geschwindigkeit abends 9 Uhr ohne Laterne über den Platz. Der Verkehrspolizist hält ihn an, und, da er keinen Ausweis hat, schreibt er die Belohnung auf. Arbeiter: „Wartet Sie, mir wänd Ihne's Handwerch scho no legge, Sie bürgerliche Chrücher, go en g'wöhnliche Arbeiter usschreib!" — 2. Szene: Gleicher Abend. Ein gut gekleideter Herr pariert seinen Wagen so, daß er Raum für zwei einnimmt. Der Verkehrspolizist: „Sie müend Ihre Wage herstelle, wie's de Bruch ischt.“ Der feingekleidete Herr: „Das geht mich nit a. Ich ha de Wage zahlt und stelle en here wie's mir paßt. Vorläufig sind mir no am Rueder, mir Bürgerliche; aber Sie sind natürlig au eine vo bene, wo die nächst Buuche; aber Sie sind natürlig au eine vo bene.“ Die beiden amüsanten Momentbildchen stammen aus der Januarnummer des immer unterhaltenen Schweizer-Spiegels, in der „Recht“ seine oft tragikomischen Ergebnisse schildert. Der übrige Inhalt der Januarnummer ist so amüsant, wie man es sich bei dieser lebendigen Zeitschrift denken kann.

es ihm nicht mehr möglich gewesen, da die magischen Kräfte so stark waren, daß sie vollends die Herrschaft über ihn gewonnen hätten.

Baselstadt.

Neuwahl des Großen Rates.

Basel. Wie die „Arbeiterzeitung“ berichtet, findet die Neuwahl des Großen Rates und des Regierungsrates am 27./28. April statt.

Vom kleinen Grenzverkehr.

In einer Versammlung der oberbadischen Detaillisten zu Säckingen wurde von den Angehörigen des Detailhandels bittere Plage geführt über die Geschäfte ähnlicher Art auf der schweizerischen Grenzseite. Es wurde verlangt, daß von schweizerischen Behörden eine Verfügung erlassen würde, in welcher der Ladenschluß der in Frage kommenden Geschäfte den deutschen Bestimmungen angepaßt würde. Von Seiten der Handelskammervertretung wurde darauf verwiesen, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei. Dann solle von der Zollbehörde erreicht werden, daß nach Geschäftsfluß auf deutscher Seite keine Waren mehr aus der Schweiz eingeführt werden sollen; eine ähnliche Bestimmung bestehe bereits, wonach nach 7 Uhr abends nichts mehr verzollt werden könne. Am meisten betroffen seien die Detaillisten von Kaffee und Tabakwaren; Kaffee werde auf der deutschen Grenzseite überhaupt nicht mehr gekauft; ähnlich verhalte es sich bei den Tabakwaren; die zollfreie Einfuhrmenge bei Tabakwaren ist aber so klein, daß sie kaum in Betracht kommen kann und der Zoll auf Tabakwaren ist deutscherseits ganz außergewöhnlich hoch, sodaß sich die Ausfuhr von Tabakwaren kaum lohnt. Der Schmuggel von Tabakwaren wird deutscherseits ganz außerordentlich hoch betragt; so beträgt die Buße für ein geschmuggeltes Päckchen Stumpen bis zu 30 Mark. Daß eine gänzliche Unterbindung der zollfreien Wareneinfuhr nicht möglich ist, weiß man auch in den Detaillistenkreisen jenseits der Grenze und darum fordern sie von den Reichsbehörden, daß die früher angewandte Regelung wieder zur Einführung komme, wonach nur für den persönlichen Gebrauch zollfreie Mitnahme von Waren beim Grenzübertritt gestattet sein und darüber eine Kontrolle ausgeübt werden müsse.

Großmarkthalle.

Beim Bau der neuen Großmarkthalle wird ein beschleunigtes Tempo eingehalten, um dieselbe zur rechten Zeit fertig zu bringen. Bis zur Halbstochhöhe ist die Umfassungsmauer des Baues bereits vorgegriffen und in wenigen Wochen wäre sicherlich der Neubau unter Dach gemessen, aber die eingetretene Kälte wird wohl zeitweise zur Arbeitseinstellung zwingen, denn bei 5 Grad unter Null muß sowohl die Arbeit beim Betonieren wie auch beim Backsteinmauern aufhören. Bereits am Sonntagvormittag zeigte das Thermometer an einzelnen exponierten Stellen 6 Grad unter Null und die Kälte hat in der Nacht vom Sonntag auf den Montag noch eine erhebliche Steigerung erfahren.

Korrektion der Greifengasse.

Der Abbruch des Häuserblocks an der Greifengasse von der Dohngasse bis zum Klaraplatz ist nun vollendet und gegenwärtig ist man mit den Fundamentausgrabungen und dem Aufmauern beschäftigt, wofür bereits die erforderlichen Arbeitsmaschinen aufgestellt worden sind. Der Aufbau der neuen Geschäftshäuser soll so gefördert werden, daß dieselben bereits vor Eintritt des nächstjährigen Winters bezogen werden können.

Eine neue Groß-Garage.

An der Ecke Meschengraben und St. Jakobstraße ist man gegenwärtig mit den Fundamentausgrabungen zu einer neuen Großgarage beschäftigt. Im Ausmaß wie auch in der Anlage handelt es sich um ein recht großzügiges Projekt, das bis zum kommenden Herbst fertig erstellt und zum Bezuge bereit sein soll.

Geldverdienen auf leichte Art.

wollte der Fabrikarbeiter Friedrich H. aus dem Kanton Baselland, der sich wegen Veranlassung einer Lotterie ohne Bewilligung verantworten sollte. Er hatte vor einiger Zeit im „Baslerstab“ ein Preisrätsel inseriert und den Rätsellösungen, die den verlangten Betrag einschickten, ganz namhafte Preise in Aussicht gestellt hatte: der erste Preis

Nach den Festen.

Die lieben Weihnachtslichtlein sind verglommen,
Verhallt des neuen Jahres Glockengruß.
Die hellen, gold'nen, wie die grauen Tage,
Sie geh'n dahin, nicht hemmend ihren Fuß.
Run in den Alltagsstühlen schreitet wieder
Die Zeit und singt ihr Werktagstied uns vor,
Die gleichen, altbekannten Melodien,
Geschlossen hat sie leis das Festtagstor.
So laßt uns lauschen ihren schlichten Liedern,
Sie schenken unserer Seele neue Kraft,
Im Alltag und im Kleinen sich zu rühmen,
Manch kleines Werk ein großes Wunder schafft.
Die lieben Weihnachtslichtlein sind verglommen,
Verhallt des neuen Jahres Glockengruß.
Doch Arbeit wird den grauen Tag vergolden,
Drum: segnen wir des Alltags staub'gen Fuß.
Emma Wechleiter.

Wochenplan des Stadttheaters Basel.

Montag, 7. Jan., 20 Uhr: „No, no, Nanette“.
Dienstag, 8. Jan., 20 Uhr: „Die vertagte Nacht“. Volksvorstellung mit Vorbestellungsrecht.
Mittwoch, 9. Jan., 20 Uhr: „Mixture“.
Donnerstag, 10. Jan., 19 Uhr: „Parfissal“.
Freitag, 11. Jan., 20 Uhr: „Die Herzogin von Chicago“.
Samstag, 12. Jan., 20 Uhr: „Wilhelm Tell“. Volksvorstellung mit Vorbestellungsrecht.
Sonntag, 13. Jan., 15 Uhr: „Der Freischütz“.
Sonntag, 13. Jan., 20 Uhr: „Evelyne“.

Inserationspreise: Die einseitige Zeile für den Basler Baselland . . . 20 Cts. 25 Cts. 35 Cts. Reklamen 75 Cts. Beserate nehmen entgegen: Beständige Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Abonnementspreise: Durch Verträge zugestellt: 3 Monate . . . Fr. 4.10 6 Monate . . . Fr. 8.— 12 Monate . . . Fr. 15.— Durch die Post zugestellt: 3 Monate . . . Fr. 4.50 6 Monate . . . Fr. 8.50 12 Monate . . . Fr. 16.— Postabonnemente 20 Cts. Zuschlag

Tagblatt

für das Birsed, Birsig- u. Leimental

Arlesheimer Bezirksblatt ~ Basellandschaftlicher Volksfreund

Kommunikationsorgan für Aesch, Allschwil, Arlesheim, Balm, Bechen, Binningen, Böttingen, Ettingen, Mähenstein, Oberwil, Peflingen, Anach, Therwil

Redaktion, Administration in Arlesheim Telefon 111

Anzeiger für die angrenzenden solothurnischen Gemeinden

Buchdruckerei Arlesheim Telefon No. 111 Postfach V 2778

Bättwil, Dornach, Glüh, Gessen, Goffetten, Hochwald, Mariastein, Meherlen, Rodersdorf, Witterswil etc.

erschlägt täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage

Druck und Verlag: Buchdruckerei Arlesheim A.G.

Jugendliche Missetäter und Bundesstrafrecht.

Von Nationalrat Prof. Paul Logoz.

In seiner Dezembersession hat der Nationalrat eines der wichtigsten Kapitel des Bundesstrafrechtsentwurfes beraten und angenommen: den Abschnitt „Behandlung der Kinder und der Jugendlichen.“

Der Entwurf behandelt in der Tat Kinder und Jugendliche gesondert; er stellt sie gewissermaßen außerhalb des gewöhnlichen Strafrechts. Warum das? Weil — wie heute allgemein anerkannt wird — in der strafrechtlichen Behandlung jugendlicher Missetäter unbedingt der Eigenart der kleinen Rechtsbrecher Rechnung getragen werden muß. Mit guten Gründen hat man den Charakter des Kindes oder des Jugendlichen mit welchem Wachs verglichen. Noch können die ersten schlechten Eindrücke ausgewischt und durch bessere Prägung ersetzt werden. Im Interesse der Kinder und jungen Leute und in unserem eigenen Interesse müssen die Erziehungs-Möglichkeiten, die in einem leicht zu beeinflussenden und umzupflanzenden Charakter liegen, ausgeschöpft werden. Mit andern Worten: es genügt nicht, von einem jungen Rechtsbrecher zu sagen: „Dem kleinen Menschen gebührt eine kleinere Strafe, aber von gleicher Art wie für einen erwachsenen Verbrecher.“ In Wirklichkeit ist eben das Kind oder der Jugendliche nicht bloß ein Mensch von kleinerem Format, sie sind auch in den inneren Eigenschaften verschieden vom Erwachsenen. Sie gehören in moralischer und geistiger Beziehung noch einer andern Welt an. Deshalb muß für sie ein anderes Strafrecht geschaffen werden, als das für die Erwachsenen anwendbare. Es muß ein Strafrecht sein, das der Eigenart der jungen Missetäter angepaßt ist und in dem das Hauptgewicht nicht auf die rein juristischen Fragen der Verantwortlichkeit und Strafbarkeit gelegt wird, sondern auf das zu erreichende Ziel und die zu diesem Ziele führenden Mittel.

Das gesteckte Ziel aber ist, wenn irgend möglich das gestrauchelte Kind oder den gefallenen Jugendlichen zu retten. Es muß alles getan werden, um sie wieder auf den rechten Weg zurückzubringen. Der zuständigen Behörde müssen deshalb Maßnahmen und Sanktionen ermöglicht werden, mit denen sie dieses Ziel erreichen kann. In dieser Beziehung ist aber die Gefängnisstrafe, die im gewöhnlichen Strafrecht geradezu die Scheidemünze zur Begleichung von Gesetzes-Übertretungen geworden ist, das schlechteste Mittel, das sich anwenden läßt.

Andererseits ist es von größter Wichtigkeit, daß die zuständige Behörde nicht blindlings, sondern in voller Sachkenntnis die anzunehmenden Maßnahmen auswählt. Nur wenn sie genau über den körperlichen, moralischen und geistigen Zustand des kleinen Sünders unterrichtet ist, kann sie die wirklich geeignetste Maßnahme zur Verhinderung eines Rückfalls wählen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist es ein großes Verdienst des Verfassers des ersten Entwurfes für ein Schweizerisches Strafgesetzbuch, Prof. Carl Stooß, theoretisch richtige und zugleich praktisch anwendbare Maßnahmen vorgeschlagen zu haben.

Für straffällig gewordene Kinder stellt der Entwurf, wie er vom Nationalrat angenommen worden ist, folgende Regeln auf: Gar nicht unter das Gesetz fallen zunächst die Kinder unter sechs Jahren. Der Familie oder unter Umständen der Vormundschaftsbehörde steht es zu, die nötigen Maßnahmen gegen diese jüngsten Rechtsbrecher zu ergreifen. Der Strafgesetzgeber aber soll sich, aus guten Gründen, nicht mit ihnen befassen. Alles was er tun kann, ist eine genaue Altersgrenze festzusetzen, die dem Ueber-eifer von Strafbehörden Einhalt tut.

Etwas anders ist die Lage, wenn der junge Verbrecher schon aus der ersten Kindheit herausgewachsen und in die Altersstufe von 6—15 Jahren eingetreten ist. Begeht ein Kind in diesem Alter ein Vergehen oder Verbrechen, so muß sich das Strafgesetz mit ihm befassen. Er muß dafür sorgen, daß die Ursachen der Missetat aufgedeckt werden, damit hernach die nötigen Maßnahmen ergriffen werden können. Die für die Behandlung von Kindern und Jugendlichen von den Kantonen zu bezeichnenden zuständigen Behörden haben deshalb Erhebungen durchzuführen über den Sachverhalt, dann aber, wenn dies zur Beurteilung des Kindes nötig ist, auch über das Verhalten, die Erziehung und Lebensverhältnisse des Kindes und über dessen körperlichen und geistigen Zustand.

Je nach den Ergebnissen dieser Erhebungen bietet der Entwurf drei Möglichkeiten zur Behandlung der jugendlichen Angeklagten: Ist das Kind sittlich verwahrloht, verdorben oder gefährdet, so muß es vor weitem schlechten Einflüssen bewahrt und zur bessern Erziehung versorgt werden. Die zuständige Behörde kann es einer Erziehungsanstalt oder einer vertrauenswürdigen Familie zur Erziehung überweisen. In jedem Falle wird die Erziehung von der Behörde überwacht, und es steht ihr das Recht zu, jederzeit eine andere Maßnahme in Anwendung zu bringen. Die Maßnahmen werden aufgehoben, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, spätestens aber mit Erreichung des zwanzigsten Altersjahres.

Eine weitere Möglichkeit ist, daß das Kind krank ist, insbesondere geisteskrank, schwachsinzig, blind, taubstumm oder epileptisch. Dann soll sich die Behandlung nach seinem Zustand richten, sobald es wenn möglich geheilt werden kann.

Bleibt noch die dritte Möglichkeit: der kleine Rechtsbrecher ist weder sittlich verwahrloht, noch verdorben oder gefährdet und sein Zustand erfordert keine besondere Behandlung. Für solche Fälle hat der Entwurf vor allem das neuburgische Gesetz über die Schuldisziplin und den Strafrest als Muster genommen. Die zuständige Be-

hörde hat dem fehlbaren Kinde einen Verweis zu erteilen oder ihm Schularrest zu diktieren. Gewöhnlich wird es sich eben hier nur um leichtere Fälle handeln, da ein schweres Verbrechen nur selten von einem körperlich, geistig und moralisch gesunden Kinde begangen wird.

Und nun die Eltern? Der Entwurf des Bundesrates hatte vorgesehen, daß die zuständige Behörde jenen Eltern, die ihre Pflicht gegen das Kind vernachlässigt haben, eine Verwarnung oder Verurteilung erteilen solle. Zu Recht oder Unrecht hat der Nationalrat beschlossen, diese Bestimmung zu streichen, um es den Vormundschaftsbehörden heimzustellen, im Rahmen ihrer Befugnisse einzuschreiten. Für meinen Teil würde ich es nicht bedauern, wenn der Ständerat bei der Beratung des Entwurfes wiederum eine Bestimmung aufnehmen wollte, die es den Behörden ermöglicht, sich auch an nachlässige Eltern zu halten, wenn ihr Kind ein Verbrechen begangen hat.

Soweit die Vorschriften für die Behandlung von Kindern als Verbrechern; über die Behandlung der Jugendlichen soll in einem weiteren Artikel berichtet werden.

Die Posttaxen.

Die bisherigen Monatsergebnisse der eidgenössischen Postverwaltung lassen erkennen, daß das Jahr 1928 wiederum einen erheblichen Betriebsüberschuß aufwies, der verfassungsgemäß der eidgenössischen Staatskasse zufällt. Die Ueberschüsse in den letzten fünf Jahren zusammen beliefen sich auf die Summe von rund 57 Millionen Franken, wovon rund 21 Millionen Fr. an die eidgenössische Staatskasse abgeliefert wurden. Der Rest wurde für Abschreibungen und Rückstellungen, die notwendig erschienen, verwendet.

Es wird sich im laufenden Jahr nun neuerdings die Frage stellen, ob ein Abbau der Posttaxen durchgeführt werden kann. Die Frage dürfte im Zusammenhang mit dem diesjährigen Weltpostkongreß stehen, der sich mit der Vereinheitlichung des internationalen Portos zu befassen haben wird. Infolge des Valutazerfalls konnte dieses Einheitsporto in vielen Ländern nicht mehr aufrechterhalten werden. Es ist nun möglich, daß die Beschlüsse des Weltpostkongresses auch der schweizerischen Postverwaltung auf diesem Gebiete neue Opfer auferlegen, die selbstverständlich ihre Rückwirkungen haben insofern der Anpassung des Inlandsportos. Die schweizerische Postverwaltung möchte jedenfalls zunächst diese Beschlüsse abwarten, bevor sie irgend welche Tagmaßnahmen trifft. Ob und auf welchem Gebiete alsdann eine Reduktion erfolgen wird, steht zur Zeit noch nicht fest. Eine Herabsetzung des Inlandsbriefportos von 20 auf 15 Rappen, wie sie in letzter Zeit von verschiedener Seite, auch in den eidgenössischen Räten, gefordert worden ist, hätte einen Einnahmenschwund von rund 6 Millionen Franken zur Folge, der nach der

Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen

(Fortsetzung.)

Nicht so leicht verständlich sind die Namen Kaiser, König, Herzog usw. zu erklären, denn es ist wohl nicht anzunehmen, daß einer des Geschlechts der Kaiser in Zug und Nidwalden, der König in Bern und Glarus je mit der kaiserlichen oder königlichen Würde geschmückt gewesen sei und so als Ahne seines Geschlechts gelten kann. Nahe liegt die Erklärung, daß alle hieher gehörenden Namen als Uebernamen zu betrachten sind, die den Trägern von ihrer Umgebung angeheftet worden sind. Teilweise mögen diese Namen von Häufnernamen und Wirtshauschildern (zum „römischen Kaiser“, zum „König von England“, zum „Kronprinzen“) hergekommen sein, andererseits können sie davon herrühren, daß ihr erster Träger in einer Darstellung der vielen Volksschauspiele des Mittelalters die Rolle eines Königs, Kaisers, Papstes oder Bischofs mit Erfolg gespielt und sich und seinen Nachkommen den bleibenden Namen erworben resp. erspielt hat. Hieher gehören die Namen: Abt, Bischof, Pabst, Mönch, Münch, Pfaff, Probst, Kaiser, König, König, Herzog, Herzog, Fürst, Graf, Gräfin, Ritter, Junker usw.

3. Familiennamen, die von der Herkunft, der Wohnstätte, dem Heimatort entnommen sind.

Die Bevölkerung der Städte wuchs so rasch, daß zur genauen Bezeichnung der Bewohner neben den bereits angeführten Familiennamen noch Beinamen nach ihrem Wohnsitz, ihrer Herkunft und Heimat verwendet wurden.

Die aus andern Städten und Ländern kommenden Einwanderer wurden nach der alten Heimat benannt, daher die Namen Schwab, Schwob, Bayer, Sachs, Frank, Heß usw. Bei den von Ortschaften hergenommenen Namen kommen drei Formen vor: die ursprünglich volle Form von Speier, von Spyr, oder von Mehel; dann Formen mit „er“, wie Basler, Zürcher und endlich der nackte Ortsname Hagenbach, Rehlstadt.

Sehr häufig sind diejenigen Familiennamen, welche nicht von einer bestimmten Ortschaft, sondern von der topographischen Lage des ursprünglichen Wohnsitzes des Einwanderers entlehnt sind wie: von der Aa, von der Mühl, Sanderhöhe, Abderhalden, Abegg, Ambühl, Amrein, Imfeld, Zumsteg, Zumstein, Zumbühl, Imbach, Ineichen, Zumbunn, Rein, Ren, Amsteg, Amberg usw. Viele dieser Namen verloren die Präposition und namen dafür die Endung „er“ an, wie Bühler, Eicher, Bächler, Auer, Reiner, Steger, Steiner, Bergeru ff.

Sehr zahlreich sind die schweizerischen Familiennamen, welche aus den Namen bestimmter Ortschaften, Gehöfte, Weiler, Dörfer, Städte und Burgen hervorgegangen sind. Als Beispiele seien erwähnt: Amster, vom Weiler Amsten bei Wald, von Arg, vom Meyerhof Arg (Arghof, Baselland), Böhlinger von Böhlingen bei Radolfzell, Busser von Buus, Felber von Felben bei Frauenfeld, Fricker, von Frid im Aargau, Hebling vom Dörfchen Heblingen bei Uznach, Kappeler vom Weiler Kappel-Gemeinde Hagenbuch oder Kappel im Loggenburg oder Kappel a. A., Kölliker von Kölliken im Aargau, Oppiker von Oppikofen,

Gemeinde Buhngang, Reutlinger von Reutlingen bei Oberwinterthur, Spitteler von einer der Weiler Spittel der Gemeinden Hundwil, Stäfa oder Wald, Ursprung vom Weiler Ursprung am Bözberg, Uster und Usteri von Uster, bei Herisau, Sulz von Sulz, Zeller von Zell im Löstal oder Luzern usw.

Wie man den Landbewohner nach seinem Wohnsitz Anderthalben, Ausdermuer, Amsteg u. dgl. hieß, so benannte man den Städter nach dem Namen seines Hauses. Zu Ruß und Frommen des leseunthunigen Volkes wurden die Häufnernamen nicht angeschrieben, sondern der im Namen ausgedrückte Begriff angemalt oder in Holz- oder Steinbild am Hause angebracht. Die meisten Hausnamen wurden aus dem Tier- oder Pflanzenreich gewählt und erklären sich demzufolge nachgenannte Familiennamen leicht: Luchs, Bock, Böckli, Dold (zum Dolder, d. h. Baum), Haas, Krebs, Rehelin, Seevogel, Hirsch, Hirtel, Otter, Rinkelin (Raninchen), Lämmli, Frenvogel, Gühr, Gyr (Geier), Lerch, Pfau, Strauß, Alder, Bär, Bäumli, Blumer, Fink, Fisch, Fischli, Fuchs, Habicht, Leu, Löw, Rußbaum Dohs, Dechli, Rehfuß, Schild, Stierli, Stock, Stöckli, Vogel, Wögel, Wolf u. a. m. Es mag hier noch erwähnt werden, daß es auch vorkam, daß man einen Menschen um gewisser körperlicher oder geistiger Eigenschaften willen direkt mit einem Tier verglich und beispielsweise einen Langbeinigen oder Langhalsigen „Storch“, einen Listigen „Fuchs“, einen Schnellläufer „Hirsch“ hieß.

(Schluß folgt.)

Schweiz 1136

Insertionspreise: Die einseitige Petitzeile für den ersten Baselland . . . 20 Cts. übrige Schweiz . . . 25 Cts. Ausland . . . 35 Cts. Reklamen 75 Cts. Inserate nehmen entgegen: Schriftliche Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Tagblatt

Abonnementspreise: Durch Verleger zugestellt: 3 Monate . . . Fr. 4.10 6 Monate . . . Fr. 8.— 12 Monate . . . Fr. 15.— Durch die Post zugestellt: 3 Monate . . . Fr. 4.50 6 Monate . . . Fr. 8.50 12 Monate . . . Fr. 16.— Postabonnemente 20 Cts. Zuschlag

für das Birsed, Birsig- u. Leimental

Arlesheimer Bezirksblatt ~ Basellandschaftlicher Volksfreund

Kantonsorgan für Aesch, Allschwil, Arlesheim, Biel-Benken, Binningen, Böttingen, Etingen, Mänchenstein, Oberwil, Peflingen, & Anach, Therwil

Redaktion, Administration in Arlesheim Telefon 111

Anzeiger für die angrenzenden solothurnischen Gemeinden Bättwil, Dornach, Flüh, Gempen, Goffatten, Hochwald, Mariastein, Mezerlen, Rodersdorf, Witterswil etc.

Buchdruckerei Arlesheim Telefon No. 111 Volkach V 2778

Druck und Verlag: Buchdruckerei Arlesheim A.G.

Jugendliche Missetäter und Bundesstrafrecht.

Nachdem in einem ersten Artikel die strafrechtlichen Bestimmungen für Kinder dargelegt worden sind, seien hier noch kurz die entsprechenden Bestimmungen für Jugendliche im Alter von 15—18 Jahren besprochen.

Die zweite Hälfte des zweiten Lebensjahrzehnts ist eine kritische Zeit, während welcher die verschiedensten Einflüsse, vor allem die Wirkungen der Pubertät, aus dem jungen Mann oder Mädchen ein zerbrechliches, moralisch oft wenig ausgeglichenes Wesen machen. Es ist dies auch die Zeit, wo die Entwicklung des Charakters und der Intelligenz von einem jungen Menschen zum andern außerordentlich verschiedenartig und wechselnd ist. Daher ist es nur folgerichtig, daß die Behandlung jugendlicher Missetäter mehr noch als das Strafgesetz für Erwachsene beherrscht werden muß von einem Geiste der Rücksichtnahme auf den Einzelfall, vom Bestreben nach Vorbeugung und Heilung. Wenn aber ein Jugendlicher eine vom Strafgesetz zu ahndende Handlung begangen hat, dann muß im Interesse aller seine Zukunft so geregelt werden, daß alle seine guten Kräfte für seine Hebung und Besserung herbeigezogen werden. Von höchster Wichtigkeit ist jeweils, daß Rückfälle in das Verbrechen vermieden werden und der jugendliche Sünder durch Maßnahmen, die seinem Alter und seiner Persönlichkeit angepaßt sind, wieder zur Ordnung zurückgeführt wird.

Aus guten Gründen macht deshalb hier der Strafrechts-Entwurf einen entscheidenden Schritt, indem er sich deutlich abmendet von dem nur zu oft angewandten Grundsatz der Gleichbehandlung der Gesetzes-Übertreter; er geht vielmehr vom Gedanken aus, daß das auf Erwachsene anwendbare Strafgesetz nicht einfach auch für die Jugendlichen passe. In Übereinstimmung mit der modernen Strafrechtslehre und -Praxis stellt der Entwurf die zuständige Behörde vor die Hauptfrage: welche Maßnahme ist am besten geeignet, den jugendlichen Verbrecher zu retten, d. h. ihn gesellschaftsunschädlich oder noch besser gesellschaftsnützlich zu machen. Nebenbei gesagt: die „zuständige Behörde“ wird nicht eine eidgenössische Behörde sein, sondern eine von jedem Kanton frei bezeichnete Amtsstelle.

Besserung soll das Ziel der Maßnahmen gegen die Jugendlichen sein. Deshalb wird der Richter, wie es in der bundesrätlichen Botschaft heißt, zunächst festzustellen haben, „auf welche Ursachen das gesetzwidrige Verhalten des Jugendlichen zurückzuführen ist und ihm mit den der Altersstufe des Täters angemessenen Maßnahmen entgegenzutreten“. Allem voran geht also die Untersuchung, die Feststellung des Sachverhalts, aber auch das Nachforschen nach dem körperlichen und geistigen Zustand des Jugendlichen und nach der erhaltenen Erziehung. Werden diese Erhebungen richtig durchgeführt, so kann nach ihrem Ergebnis

der jugendliche Täter in eine der folgenden Kategorien eingereiht werden:

Entweder ist der Jugendliche sittlich verwahrlost, sittlich verdorben oder gefährdet. In diesem Falle hat die zuständige Behörde die Wahl zwischen verschiedenen Maßnahmen, deren charakteristischste die Einlieferung in eine „Erziehungsanstalt für Jugendliche“ darstellt. In dieser Anstalt bleibt der Jüngling so lange, als es seine Erziehung erfordert, jedoch mindestens ein Jahr. Um eine richtige Wirkung zu erzielen ist eben eine gewisse Zeit nötig. Andererseits ist der Jugendliche aus der Anstalt zu entlassen, wenn er das zwanzigste Jahr zurückgelegt hat.

In die zweite Kategorie sind jene Jugendlichen einzureihen, die sittlich schon vor verdorben sind, daß sie nicht mehr in eine Rettungsanstalt aufgenommen werden können, weil sie sonst die weniger tief gefallenen Mitpensionäre noch weiter verderben könnten. Junge Leute dieser Art müssen in eine Korrekptionsanstalt für Jugendliche eingeliefert werden, wo sie einer strengeren Führung und Disziplin unterworfen werden. Natürlich muß die zur Besserung solcher Leute nötige Zeit auch länger bemessen werden: der Jugendliche bleibt in der Anstalt, bis er gebessert ist, jedoch mindestens drei Jahre und höchstens fünfzehn Jahre.

Der gleichen Behandlung werden auch jene Jugendlichen unterworfen, die ein Verbrechen oder schweres Vergehen begangen haben, das einen hohen Grad der Gefährlichkeit offenbart. Für sie konnte man freilich noch eine zweite Lösung erwägen: Verurteilung zu Gefängnisstrafe oder zu Einschließung; doch ist unzweifelhaft die vom Nationalrat gutgeheißene Lösung die bessere. Zahlreiche Gefängnisdirektoren erklären immer wieder, daß die eigentliche Strafe es verunmögliche, die Besserungsmöglichkeiten, die selbst im jugendlichen Schwerverbrecher stecken, zu seiner Wiederaufrichtung auszunützen; vielmehr stelle sie für ihn eine wirkliche Gefahr dar. Ganz besonders schädlich sei die Berührung mit erwachsenen Sträflingen. Dagegen biete die Einlieferung in eine Besserungsanstalt auf genügend lange Zeit mehr Aussicht auf eine Besserung als jede Gefängnisstrafe. Auch hierin hat also der Entwurf das Richtige getroffen, und zugleich bietet er einen durchaus genügenden Gesellschaftsschutz.

Die dritte Kategorie umfaßt jene jugendlichen Missetäter, die körperlich, geistig und moralisch anormal sind. Für sie kommt nur eines in Betracht: sie sollen eine ihrem Zustand entsprechende ärztliche oder erzieherische Behandlung erhalten.

Was ist aber zu tun mit jungen Leuten, die weder sittlich, noch geistig oder körperlich minderwertig sind und die kein schweres Vergehen oder Verbrechen begangen haben? Sie haben weder eine Zwangserziehung noch eine besondere Behandlung nötig. Ihnen gegenüber genügt es, wenn sie deutlich darauf hingewiesen werden, daß sie etwas

Schlechtes getan haben. Der zuständigen Behörde wird deshalb die Wahl gelassen zwischen der Erteilung eines Beweises, der Verhängung einer Buße oder der Verurteilung zu Einschließung von einem Tag bis zu einem Jahr, die beiden letztern Strafen unter bedingtem Vollzug bei Auferlegung einer Probezeit.

Soweit die Bestimmungen des Strafrechtsentwurfes. Um sie anzuwenden, braucht es nur erfahrene und kluge Leute, die die Jugendlichen kennen und lieben. Das zu erreichende Ziel aber ist von höchster Wichtigkeit, geht es doch um nichts Geringeres als darum, nach Möglichkeit den Zustrom zur Verbrecherwelt abzustellen. Gewisse Erfahrungen beweisen, daß die an den Strafrechtsentwurf geknüpften Hoffnungen nicht trügen, sofern eine kluge Durchführung und Anwendung aus den Gesetzesbestimmungen das herausholt, was sie geben können. Während bisher das Geschick jugendlicher Rechtsbrecher nur zu oft von Zufälligkeiten bestimmt wurde, soll künftig die zuständige Behörde auf Grund einer reiflichen Prüfung die wohlherzogenen Maßnahmen in Anwendung bringen.

Auch auf dem Gebiete der Jugendstrafrechtspflege sucht also der eidgenössische Gesetzgeber einen Fortschritt zu verwirklichen, den uns kein kantonales Gesetz geben kann. Tatsächlich kann nur ein Bundesgesetz die in einigen Kantonen begonnene Reform des Kampfes gegen die Jugendkriminalität vollenden und ihr durch die Verallgemeinerung das Höchstmaß von Wirksamkeit verleihen. Das neue Gesetz wird also nicht bloß die jungen Waadtländer, Berner oder Graubündner beschützen, sondern alle Schweizerkinder und Jugendliche in gleicher Weise. Und das gerade ist es, was unsere Volkswohlfahrt und die freundeidgenössische Solidarität verlangen.

Eidgenössischer Turnverein.

Im Alten besammelt sich am 5./6. Januar das abtretende und das neu gewählte Zentralkomitee des eidgenössischen Turnvereins. Es nahm Berichte des technischen Komitees über seine Tätigkeit pro 1928 entgegen, aus dem wiederum die fruchtbare kuratorische Arbeit im eidgenössischen Turnverein hervorgeht. Innerhalb des von den Bundesbehörden bewilligten Kredites von 190,000 Fr. sind sämtliche vorgesehenen, teilweise innert reduziertem Beschickungsrecht eingestellten Kurse durchgeführt worden. Im Vordergrund stand nochmals das Eidgenössische Turnfest in Luzern und die Beteiligung an der Olympiade in Amsterdam, welche die Schweiz im Geräteturnen an erster Stelle sah. Die Sammlung für das Eigenheim nimmt ihren Fortgang und es wird mit dem Umbau des Zurlindischen Hauses in Aarau im Frühjahr begonnen werden. An Subventionen für die Gerätebeschaffung für unbemittelte Vereine verausgabte die Zentralbehörde rund 6000 Fr., für Wandervorturner wurden 2300 Fr. ausgeworfen. Das

Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen (Schluß.)

4. Familiennamen, die von persönlichen Eigenschaften, Körperteilen, Jahreszeiten, Tagen, Festen und Verwandtschaftsgraden entnommen sind.

Die sogenannten Adjektivnamen, bei denen man zur Bezeichnung einer Person, eine an ihr besonders hervortretende Eigenschaft als Beinamen zum Personennamen setzte, sind sehr alt. In Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts werden Träger des gleichen Namens durch Eigenschaftswörter genauer kenntlich gemacht und wird ein weißer, ein roter und schwarzer Herrmann und ein reicher Meyer und ein dicker Müller genannt. Ursprünglich erscheinen die Namen diese Art in der Form, daß der Personennamen mit dem Artikel verbunden ist, wie Burkhard der Schwarze, Ulrich der Reiche oder Rudolf der Schöne. Schon im 14. Jahrhundert wird dann der Artikel weggelassen und es entstanden so die Namen: Weiß, Schwarz, Rot, Alt, Jung, Groß, Klein, Lang, Kurz, Reich, Dick, Dürr, Ehrsam, Fred, Fröhlich, Fromm, Grau, Grewlich, Grob, Gut, Hoch, Kalt, Kraus, Krüsi, Lieb, Rau, Sauer, Schön, Stark, Stolz, Straub, Strub, Strübi, Süß, Wib, Wihig, Wunderli, Wüest, Säuberli, Zäch (zähe) usw.

Wie wir heute noch ein blondes Kind „Flachskopf“, einen Großsprecher „Großmaul“, einen Invaliden „Stelzfuß“ oder „Einarm“ nennen, so verwendeten unsere Vor-

fahren die Benennung für Körperteile zu Beinamen, welche dann zu Familiennamen wurden. Doch ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der betreffende Körperteil, des nach ihm benannten Individuums durch Dimensionen oder irgendeine Eigentümlichkeit auffällig war. Als Namen dieser Art seien folgende erwähnt: Barth, Zwischenbarth, Hasenfraß (Hasenscharte), Haupt, Hauptli, Breithaupt, Weißhaar, Kraushaar, Maul, Rißmaul, Rosenmund, Lachmund, Kopf, Köppli, Schwarzkopf, Weißkopf, Zahn, Brust, Brüstli, Brüstlein, Buckel, Kropf, Kröpfli, Knie, Schenkel, Bein, Fuß, Füßli, Faust, Fingertli u. Finger usw.

Daß auch Feste, Wochentage, Monate und Jahreszeiten als Familiennamen verwendet wurden, beweisen uns die Namen: Fasnacht, Freitag, Hornung, Merz, May, Morgen, Ostertag, Jenner, Sommer, Herbst, Winter, Feierabend, Zinstag u. a. Wahrscheinlich sind diese Namen meist in der Weise entstanden, daß man einem Individuum einen Beinamen gab nach dem Namen des Wochen- oder Festtages oder der Jahreszeit, da es zur Welt kam.

Eine Klasse von Familiennamen haben die Benennungen von Verwandtschaftsgraden, Liebes- und Zivilsstandsverhältnissen erzeugt. Hier sind einzureihen die Namen: Bruder, Bruderli, Ehemann, Knab, Jüngling, Näs, Neef (Nesse), Schwager, Vater, Stiefvater, Vetter, Vetterli, Schatz, Schätzle, Bräutigam, Wittner, Mann, Tochtermann (Tochtermann), Schwestermann (altes Wallisergeschlecht).

So haben wir nun die verschiedenen Arten der Entstehung von Geschlechtsnamen durchgegangen. Das Thema ist so umfangreich und vielseitig, daß es unmöglich in einer

kurzen Abhandlung erschöpfend behandelt werden kann. Von Interesse mag noch sein, kurz die lateinisierten und scheinbar deutschen, in Wirklichkeit aber fremdsprachigen Familiennamen zu erwähnen.

Im ausgehenden 15. Jahrhundert, der Zeit des Humanismus, überflehnten viele Gelehrte, Schulmänner und Juristen ihre schlichten deutschen Familiennamen ins Lateinische oder Griechische, indem sie ihren deutschen Namen ein lateinisches oder griechisches Schwänzchen anhängten, wodurch Namen wie Luz und Kurz zu Lucius und Curtius wurden. Oft wurden auch die Namen so gut es ging dem Sinn der Bedeutung nach in die klassischen Sprachen übertragen, sodaß ein Schwarzerd in einen Melanchton, ein Holzmänn in einen Xylander, ein Bauer in einen Agricola sich verwandelte. Einige der bekanntesten derartigen Familiennamen im deutschen Sprachgebiet sind: Agricola (Bauer), Faber und Fabricius (Schmied), Mylius (Müller), Sartorius (Schneider), Scriba (Schreiber), Venator (Jäger), Capito (Kopfsin) und speziell in Basel begegnen uns: Hedio (Heid), Dporinus (Herbst), Lycostenes (Wolfshard), Decolompadius (Hauschein) und Myconius (Weißhäusler). Auch die Bischof wandelten sich damals in Episcopus, die Ründig in Parcus um. Letztere beiden Familien lehrten aber wieder zu ihren deutschen Namen zurück und heute blüht nur noch der Name Gemuseus, dessen Stammvater, Augustin Gemuseus, Pfarrer in Mülhausen, seinen angeborenen Namen Gschmuß in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Gemuseus umwandelte. Durch Einwanderung gesellten sich dann im 19. Jahrhun-

Das neue Gemeindewappen von Muttenz

Schon seit einigen Jahren sind in vielen Gemeinden des Kantons Baselland Bestrebungen im Gange, sog. Wappen als amtliche Hoheitszeichen für die Gemeindestempel und dergleichen, oder als Abzeichen für Gemeinde- und Vereinsbanner, anzuschaffen. Solche Gemeindewappen sollen symbolisch entweder auf die geschichtliche Vergangenheit, auf die früheren Inhaber der herrschaftlichen Rechte, oder auf andere Merkmale einer Gegend, wie geographische Lage, Anhöhe, Ebene, Flusslauf, See, Burgen und Schlösser, Gotteshäuser u.s.w., oder auf besondere Kulturen, Ackerbau, Weinbau und dergleichen, hinweisen.

Diese Bestrebungen, ein passendes Gemeindewappen zu besitzen, machten sich neulich auch in Muttenz geltend. Die kantonale Kommission betreffend die Erhaltung von Altertümern hat unter anderem es sich zur Aufgabe gemacht, den Gemeinden zur Erlangung eines passenden Wappens mit Rat behilflich zu sein und sich bereit erklärt unter Zuziehung von weiteren Geschichtskennern und Sachverständigen, jeweilen zeichnerische Vorschläge zu unterbreiten.

Im Januar 1939 versammelte sich im Gemeinderatszimmer von Muttenz eine Delegation der kant. Kommission zur Erhaltung von Altertümern, bestehend aus Hr. Dr. P. Sutter, Präsident der Kommission, aus Reigoldswil und Hr. J. Eglin, Muttenz, um die Frage des Muttenzergemeindewappens zu besprechen. Der Gemeinderat war vertreten durch Hr. Dr. K. Leupin, Gemeindepräsident, und durch Hr. Gemeindeverwalter Moser. Als Historiker und Sachverständiger wurde Hr. Dr. K. Roth, Universitätsbibliothekar in Basel, sowie der Obmann der Burgenfreunde beider Basel, Hr. Max Ramstein, Optiker, zugezogen. Herr Dr. P. Sutter unterbreitete der versammelten Kommission verschiedene zeichnerische Vorschläge, darunter auch solche von Hr. C.A. Müller, Aktuar der Burgenfreunde beider Basel, der in verdankenswerter Weise ebenfalls einige Entwürfe beigesteuert hatte.

Sämtliche vorgelegten Entwürfe gingen heraldisch in verschiedener Art und Form zurück auf die ältesten, bekannten territorialen Herrschaftsverhältnisse, oder auf die einstigen Lehensinhaber. So z.B. war in einer Komposition die ehemalige Zugehörigkeit von Muttenz und die Burgen auf dem Wartenberg zur bischöflichen Hochkirche zu Strassburg mit dem Diözesanheiligen des Strassburger Bistums, St. Arbogast, geschickt versinnbildlicht.

Ein anderer Entwurf wies hin auf die Grafen von Froburg, die im 12. Jahrhundert als Inhaber der Strassburgischen Herrschaftsrechte machtvoll in unserer Gegend auftraten. Naheliegend war auch

die Verwendung des Wappens der adeligen Familie Münch von Münchenstein und jenes der Herren von Eptingen, in deren Händen Muttenz und die Burgen auf dem Wartenberge während 150 Jahren, von 1360 - 1517, waren. Das altehrwürdige Kirchengebäude von Muttenz präsentiert heute noch am Aeussern wie im Innern die kunstvoll in Stein gehauenen Wappenschilder jener Geschlechter.

Die Beratung drehte sich deshalb lange darum, ob nicht das Wappen der Münch zu wählen sei. Um aber mit der Gemeinde Münchenstein, die bereits mit Recht das Münchwappen offiziell und auf ihren Bannern schon seit Jahren führt, nicht in Kollission zu kommen, musste hierorts auf das Münchwappen (schreitender Mönch auf weissem Grunde) verzichtet werden. Eine Komposition des Münchwappens mit dem Eptingerwappen (liegender schwarzer Adler auf gelbem Grunde) konnte ebenfalls nicht empfohlen werden, da die Gemeinde Pratteln ebenfalls schon vor Jahren den schwarzen Adler zu ihrem Hoheitszeichen erkoren hatte.

Nach reiflicher Prüfung und allseitiger Überlegung wurde sodann das Wappen mit den drei Türmen mit dem schreitenden Löwen, gemäss dem Vorschlag der Altertumskommission, als das Beste für Muttenz anerkannt und gewählt.

Auf dem weissen Wappenschilder erheben sich drei gleichmässige Türme mit gezinnten Mauerkronen, Sie symbolisieren die drei Burgen auf dem Wartenberg als Wahrzeichen des Dorfes Muttenz. Hinter den drei Türmen und diese überragend, schreitet aufgerichtet und gravitatisch ein schön stilisierter Löwe mit seinem kühn geschwungenen Schweif. Die Türme und der stolz daherschreitende Löwe sind sattrot koloriert auf weissem Schildgrunde, der mit einer schmalen schwarzen Borde eingefasst ist.

Der Löwe über den drei Türmen soll eine Erinnerung sein an das ehemalige österreichische Haus Habsburg und an deren einstige, mittelalterliche Feudalherrschaft über Muttenz und die Wartenberge. Der aufrechte Löwe präsentiert zugleich aber auch das Wappen der reichbegüterten Katharina von Löwenberg, der Gattin des Ritters Konrad Münch von Münchenstein. Das adelige Ehepaar, dessen prächtiger vierteiliger Wappenschild am Schlussstein des romanischen Chorgewölbes in der Kirche von Muttenz noch heute unversehrt vorhanden ist, war von 1324 bis 1378 Inhaber der Herrschaft Wartenberg mit dem dazugehörenden Dorfe Muttenz. Dieser Wappenschild ^{Münch-Löwenberg} ist eine Erinnerung an das einstige Kollaturrecht (das Recht den Pfarrer einzusetzen), welches die Münche am Gotteshaus St. Arbogast zu Muttenz lange Zeit besessen hatten.

Das einstimmig empfohlene Wappen mit den drei Türmen und dem Löwen wurde dann bald hernach durch den tit. Gemeinderat sanktio-

niert und als amtliches Gemeindewappen in Kraft erklärt. Seither ist das Wappen von geübter Frauenhand auf ein kleines Banner gestickt worden. An der Landesausstellung in Zürich flattert es nun im Verein mit zahllosen Bannern aus allen Gauen des Schweizerlandes hoch in der Luft und hat bereits dort in der schönen Limmatstadt die offizielle Weihe erhalten.

Möge das neue, stilvolle Wappenbild als auserwähltes Symbol der Gemeinde Muttenz nicht nur auf den amtlichen Stempeln sein, sondern in Zukunft auch auf den Bannern und Ehrenzeichen der Gemeinde Muttenz die gebührende Ehrenstelle einnehmen. Auch als Wandschmuck oder farbige Wappenscheibe kann dieses Wahrzeichen jedem Muttenzerbürger sein trau-tes Heim zieren.

Muttenz, im Mai 1939.

abgefamt von J. Eglin

Das neue Gemeindewappen von Muttens.

14

Schon seit einigen Jahren sind in vielen Gemeinden des Kantons Baselland Bestrebungen im Gange, sogenannte Wappen als amtliche Hoheitszeichen für die Gemeindestempel und dergleichen oder als Abzeichen für Gemeinde- und Vereinsbanner anzuschaffen.

Solche Gemeindewappen sollen symbolisch entweder auf die geschichtliche Vergangenheit, auf die früheren Inhaber der herrschaftlichen Rechte, oder auch auf andere Merkmale einer Gegend, wie geographische Lage, Anhöhe, Ebene, Flusslauf, See, Burgen und Schlösser, Gotteshäuser usw. oder auf besondere Kulturen (Ackerbau, Weinbau) und dergleichen hinweisen.

Diese Bestrebungen, ein passendes Gemeindewappen zu besitzen, machten sich neulich auch in Muttens geltend.

Die kantonale Kommission betreffend die Erhaltung von Altertümern hat es sich unter andern zur Aufgabe gemacht, den Gemeinden zur bei der Wahl eines passenden Wappens mit ihrem Rat Rat behilflich zu sein und unter Zuziehung von weiteren Geschichtskennern und Sachverständigen jeweilige zeichnerische Vorschläge zu unterbreiten.

Im Januar 1939 versammelte sich im Gemeinderatszimmer von Muttens eine Delegation der kantonalen Kommission zur Erhaltung von Altertümern unter dem Vorsitz ihres Präsidenten, Herrn Dr. P. Suter aus Reigoldswil, um die Frage des Muttensergemeindewappens zu besprechen. Der Gemeinderat war vertreten durch Herrn Dr. K. Leupin, Gemeindepräsident, und durch Herrn Gemeindeverwalter Moser. Als Historiker und Sachverständiger waren Herr Dr. K. Roth, Universitätsbibliothekar in Basel, Herr J. Eglin, Mitglied der Altertums-Kommission, sowie Herr M. Ramstein, Optiker, Obmann der Burgenfreunde beider Basel, zugezogen.

Herr Dr. P. Suter unterbreitete der versammelten Kommission verschiedene zeichnerische Vorschläge, darunter auch solche von Herrn C. A. Müller, Aktuar der "Burgenfreunde beider Basel", der in verdankenswerter Weise ebenfalls einige Entwürfe beigesteuert hatte.

Sämtliche Entwürfe gingen heraldisch, nur in verschiedener Art und Form, zurück auf die ältestbekannten territorialen Herrschaftsverhältnisse oder auf die einstigen Lehensinhaber. So war z.B. in einer Konzeption die ehemalige Zugehörigkeit von Muttens und den Burgen auf dem Wertenberg zur bischöflichen Hochstiftung von Strassburg mit, dem Diözesan-

heiligen des Strassburger Bistums, St. Arbogast, geschickt versinnbildlicht.

Ein anderer Entwurf wies hin auf die Grafen von Froburg, die als der Strassburger Hochkirche nachfolgende Besitzer der hiesigen Herrschaftsrechte, im 12. Jahrhundert machtvoll in unserer Gegend auftraten. Maheliegend war auch die Verwendung des Wappens der adeligen Familie Münch von Münchenstein und jenes der Herren von Eptingen, in deren Händen MuttENZ und die Burgen auf dem Wartenberg während mehr als 150 Jahren, 1360 - 1517, lagen. Das altehrwürdige Kirchengebäude von MuttENZ präsentiert heute noch am Aeussern wie im Innern die prächtig in Stein gehauenen Wappenschilder jener beiden Geschlechter.

Die Beratung drehte sich lange darum, ob nicht das Wappen der Münch zu wählen sei. Um aber mit der Gemeinde Münchenstein, die bereits mit Recht das Münchwappen offiziell und auf ihren Bannern schon seit Jahren führt, nicht in Kollision zu kommen, musste hierorts auf das Wappen der Münch (ein schreitender schwarzgekleideter Mönch auf weissem Grunde) verzichtet werden.

Eine Komposition des Münchwappens mit dem Eptingerwappen (liegender schwarzer Adler auf gelbem Grunde) konnte ebenfalls nicht empfohlen werden, weil auch die Gemeinde Pratteln schon vor Jahren den schwarzen Adler zu ihrem Hoheitszeichen erkoren hatte.

Nach reiflicher Prüfung und allseitiger Ueberlegung wurde sodann das Wappen mit den drei Türmen und dem schreitenden Löwen, gemäss dem Vorschlag der Altertumskommission, als das Beste für MuttENZ anerkannt und erwählt.

Auf dem weissen Wappenschild erheben sich drei *gleichmässige Türme mit imiten Mauerkronen*. Sie symbolisieren die drei Burgen auf dem Wartenberg, als Wahrzeichen des Dorfes MuttENZ. Hinter den drei Türmen und diese überragend schreitet aufgerichtet und gravitatisch ein schön stilisierter Löwe mit kühn geschwungenem Schweif. Türme wie Löwe sind sattrot koloriert auf weissem Schildgrunde, der mit einer schmalen schwarzen Borde eingefasst ist. Der Löwe über den drei Türmen soll eine Erinnerung sein an das ehemalige österreichische Haus Habsburg und an deren einstige mittelalterliche Feudalherrschaft über MuttENZ und die Wartenberge. Der schreitende Löwe repräsentiert zugleich aber auch das Wappen der reichbegüterten Ka-

tharina von Löwenberg, der Gattin des Ritters Konrad Münch von Münchenstein. Das Ehepaar, dessen prächtiger vierteiliger Wappenschild am Schlussstein des romanischen Chorgewölbes in der Kirche von MuttENZ noch heute unversehrt vorhanden ist, war von 1324 bis 1378 Inhaber der Herrschaft Wartenberg - MuttENZ. *Münch-Löwenberg*

Dieser Wappenschild ist eine Erinnerung an das einstige Kollaturrecht (das Recht, den Pfarrer einzusetzen), welches die Mönche am Gotteshaus St. Arbogast zu MuttENZ lange Zeit besessen hatten.

Das einstimmig empfohlene Wappen mit den drei Türmen und dem Löwen wurde dann durch den Tit. Gemeinderat bald hernach sanktioniert und als amtliches Gemeindewappen *in Kraft erklärt*.

Seither ist das Wappen von geübter Frauenhand auf ein kleines Banner gestickt worden. An der Landesausstellung in Zürich flattert es nun im Verein mit zahllosen Bannern aus allen Gauen des Schweizerlandes hoch in der Luft und hat bereits *dort in der schönen Limmatstadt die offizielle We*

Möge das neue stilvolle Wappenbild als auserwähltes Symbol der Gemeinde MuttENZ nicht nur auf den amtlichen Stempeln ein Wahrzeichen, sondern auch in Zukunft auf den Bannern und Ehrenzeichen der Gemeinde MuttENZ die gebührende Ehrenstelle einnehmen.

Auch als Wandschmuck oder farbige Wappenscheibe kann dieses Wahrzeichen jedem MuttENZerbürger sein trautes Heim *zerieren*.

MuttENZ, im Mai 1939.

J. Eglin.

Das neue Gemeindewappen von Müttenz.

Schon seit einigen Jahren sind in vielen Gemeinden des Kantons Baselland Bestrebungen im Ganzen sogenannto Wappen als amtliche Hoheitszeichen für die Gemeindestempel u. dgl. oder als Abzeichen für Gemeinde- u. Vereinspanner anzuschaffen.

Solche Gemeindewappen sollen symbolisch entweder auf die geschichtliche Vergangenheit, auf die früheren Inhaber der Herrschaftlichen Rechte, oder auch auf andere Merkmale einer Gegend, wie geographische Lage, Anhöhe, Ebene, Flusslauf, See, Bürgen und Schlösser, Gotteshäuser etc. oder auf besondere Kulturen u. dgl. hinweisen.

Diese Bestrebungen ein passendes Gemeindewappen zu besitzen, machten sich nützlich auch in Müttenz geltend.

Die Kantonale Kommission Betreffend die Erhaltung von Alterthümern hat unter anderem sich zur Aufgabe gesetzt, den Gemeinden zur Erlangung eines passenden Wappens mit Rat beizustehen und sich bereit erklärt unter Zuziehung von weitemen Geschichtskennern und Sachverständigen jeweilen zeichnerische Vorschläge zu unterbreiten.

2
Im Januar 1939 versammelte sich in
Müttenz, im Gemeinderatzzimmer eine Dele-
gation der Kant. Kommission zur Erhaltung
von Adelsteinern unter dem Vorsitz der
ihres Präsidenten Hr. Dr. P. Lütler aus Rei-
goldmoil betreffend die Müttenzerrwaffen-
frage. Der Gemeinderat war vertreten durch
Hr. Prof. Leupin, Gemeindepräsident und durch
Hr. Gemeindeverwalter Moser. Als Historiker
und Sachverständiger wurde Hr. Dr. K. Roth,
Universitätsbibliothekar aus Basel, sowie
Hr. M. Ramstein, Optiker zugezogen.
Hr. Dr. P. Lütler interbreitete der versammelten
Kommission verschiedene zeichn. Vorschläge,
darunter auch solche von Hr. C. A. Müller,
Offizier der Bürgerfreunde beider Basel, der
in verdankenswerter Weise ebenfalls einige
Entwürfe beigetragen hatte.

Sämtliche Entwürfe gingen heraldisch,
in verschiedener ^{Art und} Form, zurück auf die
ältesten bekannten territorialen Herrschafts-
verhältnisse oder auf die einstigen Lehens-
inhaber. So z. B. war in einer ~~gezeichneten~~
Komposition die ehemalige Zugehörigkeit
von Müttenz und die Bürgen auf dem
Wartenberg zur Bischoflichen Hofkirche
zu Franksburg, mit dem Diocesanteiligen

3

des Frankfurter Pöstitums: H. Arbogast,
geschildert vernehmlich.

Ein anderer Entwurf wies hin auf die
Grafen von Frohburg die als Nachfolger
der Frankfurter Herrschaftsrechte, im 12. ten
Jahrhundert machtvoll in unserer Gegend
auftreten. Naheliegend war auch die Ver-
wendung des Wappens der adeligen Familie
Münch von Münchstein u. der Herren
von Eptingen in deren Händen Mittenz
und die Pürzen auf dem Warthenberg
während mehr denn 150 Jahren, 1360-1517,
waren. Das alterwürdige Kirchengebäude
von Mittenz präsentiert heute noch im
Innern und an Türen die prächtig in
Stein gezeichneten Wappenschilder jener Ge-
schlechter. Die Beratung drehte sich ^{zentrale} ~~nicht~~ ^{darin} ~~darin~~
darin, ob nicht das Wappen der Münch
zu wählen sei. Um aber ~~nicht~~ mit der
Gemeinde Münchstein, die bereits mit
Recht das Münchwappen offiziell und
auf ihren Panen schon seit Jahren
führt, nicht in Collision zu kommen
mühte hierorts auf das Münchwappen,
(ein schreitender schwarz gekleideter Mönch
auf weissen Grunde) verzichtet werden.
Eine Komposition des Münchwappens

4
mit dem Eptingerwappen (schwarzer Adler auf
gelbem Grunde) konnte ebenfalls nicht
empfohlen werden, weil auch die Gemeine
Fratzen schon vor Jahren den schwarzen
Adler zu ihrem Hoheitszeichen erkoren
hatte.

Nach reiflicher Prüfung und allseitiger
Ueberlegung würde sodann das Wappen
mit den drei Türmen mit dem schreitenden
den Löwen, gemas dem Vorschlage der
Alterthumskommission auf den Schild erhoben.
Auf dem weissen Wappenschild erheben
sich drei gezinnte gleichmäÙige Türme.
Sie symbolisiren die drei Thürge auf
dem Wartenberg, als Wahrzeichen des
Dorfes Wüttenz. Hinter den drei Türmen
und diese überragend schreitet aufgerichtet
und graphitatisch ein schön stilisierter
Löwe mit seiner Palm geschwüngerer
Quaste. Die Türme und der Holz daher-
schreitende Löwe sind sattroth koloriert
auf weissen Schildgrunde, der mit
einer schmalen schwarzen Borte eingefasst
ist. Der Löwe über den drei Türmen soll
eine Erinnerung sein an das ehemalige
österreichische Haus Habsburg und an
deren einstige mittelalterliche Feudal-

herrschaft über Mittenz und die Warteberge.
 Der schreitende Löwe repräsentiert zugleich
 aber auch ^{das Wappen} ~~den~~ reich begüterten Katharina
 von Löwenberg, die Gattin des Ritters
 Konrad Münch v. Münchstein,
 welche von 1324 - 1378 Inhaber der Herr-
 schaft Wartenberg - Mittenz waren und
 deren prächtiger vierteiliger Wappenstein
 am Südoststein des romanischen Gorge-
 wölbens in der Kirche ^{von} Mittenz heute
 noch unverändert vorhanden ist und dort
 bewundert werden kann.

Dieser Wappenstein ^{Münch-Löwenberg} ist eine Erinnerung
 an das einstige Kollaturrecht (das Recht
 den Pfarrer einzusetzen) welches die Münche
 am Gotteshaus St. Arbogast zu Mittenz
 lange Zeit besessen hatten.

Das einstimmig empfohlene Wappen mit
 den drei Türmen und dem Löwen wurde
 dann durch den Sit. Gemeinderat bald
 hernach sanktioniert und als amtliches
 Gemeindegewappen für gültig erklärt.

Seither ist das Wappen von geübter Frauen-
 hand auf ein kleines Panzer gestrichelt worden
 und der Landesamtstellung in Zürich flattert
 es nun im Verein mit zahllosen Panzern
 aus allen Ecken des Schweizerlandes weh

6.

in der Luft und hat bereits dort in der
selben ~~Empfangsstelle~~ die offizielle Weihe erhalten.

Woge das neue silberne Wappenbild
als auserwähltes Symbol der Gemeinde
Müttenz nicht nur auf den öffentlichen
Stempeln ein Wahrzeichen ^{sein} sondern
auch in Zukunft auf den Fannern und
Ehrenzeichen ^{der gem. Müttenz} die führende Ehrenstelle
einnehmen. Auch als Wandschmuck oder fertige
Wappenscheibe soll dieses Wahrzeichen jedem Müttenzer
sein trautes Heim ^{schmücken}

Müttenz, im Mai

1939

J. Eglin

Das neue Gemeindewappen von MuttENZ



Schon seit einigen Jahren sind in vielen Gemeinden des Kantons Baselland Bestrebungen im Gange, sogenannte Wappen als amtliche Hoheitszeichen für die Gemeindestempel und dergleichen oder als Abzeichen für Gemeinde- und Vereinsbanner anzuschaffen.

Solche Gemeindewappen sollen symbolisch entweder auf die geschichtliche Vergangenheit, auf die früheren Inhaber der herrschaftlichen Rechte, oder auch auf andere Merkmale einer Gegend, wie geographische Lage, Anhöhe, Ebene, Flusslauf, See, Burgen und Schlösser, Gotteshäuser usw. oder auf besondere Kulturen (Ackerbau, Weinbau) und dergleichen hinweisen.

Diese Bestrebungen, ein passendes Gemeindewappen zu besitzen, machten sich neulich auch in MuttENZ geltend. — Die kantonale Kommission betreffend die Erhaltung von Altertümern hat es sich unter anderem zur Aufgabe

gemacht, den Gemeinden bei der Wahl eines passenden Wappens mit ihrem Rat behilflich zu sein und unter Zuziehung von weiteren Geschichtskennern und Sachverständigen jeweiligen zeichnerische Vorschläge zu unterbreiten.

Eine Delegation der kantonalen Kommission zur Erhaltung von Altertümern, Hh. Dr. P. Sutter, Präf., aus Reigoldswil und J. Eglin, MuttENZ, besprachen im Januar 1939 die Frage des MuttENZer Gemeindewappens. Anwesend waren ferner Dr. R. Leupin, Gemeindepräsident, Gemeindeverwalter Moser, als Historiker Herr Dr. R. Roth, Universitätsbibliothekar in Basel, sowie Herr W. Ramstein, Optiker.

Die vorliegenden Entwürfe gingen heraldisch, in verschiedener Art und Form, zurück auf die ältestbekannten territorialen Herrschaftsverhältnisse oder auf die einstigen Lehensinhaber. So war z. B. in einer Komposition die ehemalige Zugehörigkeit von MuttENZ und dem Wartenberg zur bischöflichen Hochkirche von Straßburg mit dem Dözesanheiligen des Straßburger Bistums, St. Arbogast, geschickt versinnbildlicht.

Ein anderer Entwurf wies hin auf die Grafen von Froburg, die als der Straßburger Hochkirche nachfolgende Besitzer der hiesigen Herrschaftsrechte im 12. Jahrhundert machtvoll in unserer Gegend auftraten. Nahelegend war auch die Verwendung des Wappens der adeligen Familie Münch von Münchenstein und jenes der Herren von Eptingen, in deren Händen MuttENZ und die Burgen auf dem Wartenberg während mehr als 150 Jahren, 1360—1517, lagen. Das altbewährte Kirchengebäude von MuttENZ präferiert heute noch am Aeußern wie im Innern die prächtig in Stein gehau-

nen Wappenschilder jener beiden Geschlechter.

Die Beratung drehte sich lange darum, ob nicht das Wappen der Münch zu wählen sei. Um aber mit der Gemeinde Münchenstein, die bereits mit Recht das Münchwappen offiziell und auf ihren Bannern schon seit Jahren führt, nicht in Kollision zu kommen, mußte hierorts auf das Wappen der Münch (ein schreitender, schwarzgekleideter Mönch auf weißem Grunde) verzichtet werden.

Eine Komposition des Münchwappens mit dem Eptingerwappen (legender schwarzer Adler auf gelbem Grunde) konnte ebenfalls nicht empfohlen werden, weil auch die Gemeinde Pratteln schon vor Jahren den schwarzen Adler zu ihrem Hoheitszeichen erkoren hatte.

Nach reiflicher Prüfung wurde sodann das Wappen mit den drei Türmen und dem schreitenden Löwen, gemäß dem Vorschlag der Altertümernkommission, als das Beste für MuttENZ anerkannt und erwählt.

Auf dem weißen Wappenschild erheben sich drei gleichmäßige Türme mit gezinnten Mauerkronen. Sie symbolisieren die drei Burgen auf dem Wartenberg, als Wahrzeichen des Dorfes MuttENZ. Hinter den drei Türmen und diese überragend schreitet aufgerichtet und gravitätisch ein schön stilisierter Löwe mit kühn geschwungenem Schweif. Türme wie Löwe sind sattrot koloriert auf weißem Schildgrunde, der mit einer schmalen schwarzen Borde eingefast ist. Der Löwe über den drei Türmen soll eine Erinnerung sein an das ehemalige österreichische Haus Habsburg und an deren einflüchtige mittelalterliche Feudalherrschaft über MuttENZ

und die Wartenberge. Der schreitende Löwe repräsentiert zugleich aber auch das Wappen der reichbegüterten Katharina von Löwenberg, der Gattin des Ritters Konrad Münch von Münchenstein. Das Ehepaar, dessen prächtiger vierteiliger Wappenschild am Schlüsselstein des romanischen Chorgewölbes in der Kirche von MuttENZ noch heute unverfehrt vorhanden ist, war von 1324 bis 1378 Inhaber der Herrschaft Wartenberg-MuttENZ.

Dieser Wappenschild ist eine Erinnerung an das einstige Kollaturrecht (das Recht, den Pfarrer einzusetzen), welches die Münche am Gotteshaus St. Arbogast zu MuttENZ lange Zeit besaßen hatten.

Das einstimmig empfohlene Wappen mit den drei Türmen und dem Löwen wurde dann durch den Gemeinderat bald hernach sanktioniert und als amtliches Gemeindewappen in Kraft erklärt.

Seither ist das Wappen von geübter Frauenhand auf ein kleines Banner gestickt worden. An der Landesausstellung in Zürich flattert es nun im Verein mit zahllosen Bannern aus allen Gauen des Schweizerlandes hoch in der Luft und hat bereits dort in der schönen Vimmattstadt die offizielle Weihe erhalten.

Möge das neue stilvolle Wappenbild als auserwähltes Symbol der Gemeinde MuttENZ nicht nur auf den amtlichen Stempeln ein Wahrzeichen sein, sondern auch in Zukunft auf den Bannern und Ehrenzeichen der Gemeinde MuttENZ die gebührende Ehrenstelle einnehmen. Auch als Wandschmuck oder farbige Wappenscheibe kann dieses Wahrzeichen jedem MuttENZerbürger sein traues Heim zieren.

J. E.

Basellandschaftliche Zeitung
Mai 1939

201005
201005-1000/1000
201005-1000-1000

Bonnigen, den 4. September 194

Liebes Herr Egel!

Mit bestem Dank für die in Ihrer des Hainichen, Alim-
na Remanente wieder gewirkt, die ich so selber als
Regensburger angelernt J. J. bekommen habe. Ich habe die
Lagerung in der L. N. ^(bei) (siehe jedoch im Zusammenhang
ganzliche Rückführung als Rückkehr, die ich mir
für eine Ausgabe der betreffenden Nummer beistehe.
Der Einfluss ist einem sehr jungen Titel zum Tod
so viel wie einen wissenschaftlichen Werk; ich habe noch
nicht ^{unfähig} (kann freigegeben können, siehe jedoch nicht
zum Herrn Regensburger. Kommt ist auf meine Zusam-
bringen mir einmal vergisst, und ganz mit einer Ein-
heit, mit einem in der "N. J. J." erschienen Offener Brief,
wovon er mit jemand ^(wogegen) "Lammere" und "Leporeum" ge-
handelt und bespricht, Leporeum besteht aber aus
et als Lammere, nämlich Leporeum.

Mit dem besten Willen verbleibe ich

Ihr ergebener
Wilhelm Egel

Sonntagsblatt der Basler Nachrichten

Sonntag, 11. Februar

Nummer 6

39. Jahrgang 1945

Ueber den Ursprung von Geschlechtsnamen des Baselbiets

Geschlechtsnamen und Dorfnamen

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß sich auf dem Lande neben der offiziellen Namengebung, wie sie in amtlichen Registern und Eigentumsurkunden festgelegt ist, seit Jahrhunderten eine inoffizielle, dem Gebrauch der Bevölkerung unter sich dienende Identitätsbezeichnung erhalten hat, die sogenannten Dorfnamen. Wie die Geschlechts- oder Familiennamen, so verdanken auch sie ihr Entstehen der Notwendigkeit, die Personen mit gleichem Taufnamen voneinander zu unterscheiden, und zwar verwendet die Sprache das nämliche Mittel in Gestalt eines Zusatzes zum Vor- oder Taufnamen, welcher Zusatz entweder die Abstammung angibt oder auf die Lage der Wohnstätte hinweist oder einen Beruf oder ein Amt bezeichnet oder schließlich eine besondere körperliche oder geistige Eigenschaft andeutet. Weil nun der offizielle Geschlechtsname seit der Zeit, da die Einnamigkeit aufgegeben wurde, sich von Generation zu Generation fortvererbte, während die Lebensumstände seiner Träger nicht die gleichen blieben, kam die inoffizielle Identifizierung der Individuen mittelst der sogenannten Dorfnamen auf, die ihre Funktion als erklärender Zusatz zum Taufnamen um so besser erfüllen können, als ihre Veränderlichkeit im Gegensatz zu den zu Petrefakten gewordenen Geschlechtsnamen dem Wechsel der Generationen Rechnung zu tragen vermag und die Möglichkeit von Kompositionen — die Dorfnamen können mit Einschluß des Taufnamens drei, wenn nicht gar vier Bestandteile umfassen — reichlich Gelegenheit zur Unterscheidung und Nuancierung gibt. Mittelst des Dorfnamens werden die Leute nach den Umständen ihres Zusammenlebens gruppiert, bei ihrer Entstehung wirkt eine Art Utilitätsprinzip, dem mehr als an dem Ausdruck der Zugehörigkeit zu einer Sippe an der Andeutung derjenigen Familien- und Lebensverhältnisse liegt, in die der einzelne hineingewachsen ist. Bezeichnungen wie „Martilepplipeper“, „Brenesjoggelmadle“, „Wagnerannelpauli“, „Bammertsjoggelefranzsepp“ sagen den Leuten auf dem Dorfe, wo man sich intimer zu kennen pflegt als in der volkreicheren Stadt, viel mehr als die offiziellen Identifizierungen Peter Seiler, Magdalene Dübli, Paul Gühwiller, Franz Josef Degen.

Weil die Geschlechtsnamen eigentlich in einer gewissen Periode des Mittelalters erstarrte Dorfnamen sind, so müssen bei ihrer Bildung die gleichen Faktoren maßgebend gewesen sein, wie wir sie noch heute bei der Entstehung neuer Dorfnamen können wirken sehen; daher dürfen wir die einen zur Erklärung der anderen heranziehen. Vor allem ergibt sich hierbei, daß das patronymische Element, das heißt die Charakterisierung mittels des Namens des Vaters, mitunter auch desjenigen der Mutter, bei der Bildung der Dorfnamen die Vorherrschaft hat. Man redet einander im mündlichen Verkehr mit dem Vornamen an, auch die jüngeren Leute die älteren, und so ist die Verwendung des Vornamens für Beinamen das Natürlichste, weil man den Mitmenschen als Sohn seiner Eltern hat heranwachsen sehen. Gegenüber dieser primitiven Art tritt die Identifizierung mittelst Beruf und Wohnstätte stark zurück, denn das Dorf weist nicht die reiche berufliche Gliederung auf, wie sie den Städten schon im Mittelalter eigen war, seine Handwerker sind meistens zugleich Bauern, wie die überwiegende Zahl der Einwohner, und die Bauernhäuser unterscheiden sich

im allgemeinen nicht durch charakteristische Merkmale voneinander. Die als Beinamen gebrauchten Vornamen sind nun nicht nur dialektisch gefärbt, sondern auch gegenüber den offiziellen, insbesondere bei der schriftlichen Fixierung verwendeten, im täglichen Verkehr mehr oder weniger starken Veränderungen unterworfen, ja, man kann von eigentlichen Entstellungen reden, wie sie beispielsweise in den stadtbaslerischen Formen Boppi, Guggi, Häpfi, Hämpfi, Miggi, Lilli, Schuggi vorliegen. Ohne Zweifel sind solche vom täglichen mündlichen Gebrauch geschaffene Abarten von Vornamen in einer Zeit, wo von einer einheitlichen Rechtschreibung keine Rede sein konnte und die schriftliche Fixierung der Namen von Hörigen, der Hauptmasse der ländlichen Bevölkerung, eine große Seltenheit war, auch zu Geschlechtsnamen geworden, über deren Ursprung heute, nach rund fünf Jahrhunderten, vielfach nur noch Mutmaßungen möglich sind; solche Entstellungen konnten eben auf den Einfall eines einzelnen zurückgehen und in ihrer Verwendung gewissermaßen der Mode unterworfen sein. Es wäre beispielsweise nicht leicht, in Clewin und Debis, die im 15., beziehungsweise 16. Jahrhundert sich in einer Sissacher Urkunde und im Pratteler Bürgerregister finden, heute in dem Fall, wenn sie, wie so viele andere ebenfalls entstellte Formen, Geschlechtsnamen geworden wären, die Vornamen Niklaus und Matthäus oder Matthias zu erkennen.

Aus Vornamen gebildete Geschlechtsnamen

Es gibt im Baselbiet, neben etlichen aus Vornamen in deren Vollform entstandenen Geschlechtsnamen wie Bernhardt, Hartmann, Valentin, nicht wenige Zweifelsfälle, die ohne weiteres als ursprüngliche Vornamen erkennbar sind oder doch als solche empfunden werden, so Aebi (Eberhard), Bürgin (Burkhard), Erny (wohl Arnold, im Bernbiet Ahreni, ohne Umlaut), Herport (Heribord), Horand, Jfert (alt Jdofred), Jäggi (Jakob), Jörin (Georg), Landder (aus Landhard, wie Werner aus Wernhard), Leupin (Leopold, alt Liutpold), Lütthin (Leuthold), Mangold, Rüeger (Rüdiger), Seiffert (Siegfried), Thüring (in Basel Düring), Wöllmy (Wolmar). Zu Einfilbern verkürzte Formen von ursprünglichen Vornamen liegen vor in Hug (Hugo), Rapp (Raspar), Rein (Reinhard), Rapp (Radpert), Rent (Ranghar), Went (Wendolin). Andere Kurzformen erklären sich aus dem Abwerfen des zweiten Bestandes einer zweifelsibigen Vollform: Doldt (von Berchtold oder Leuthold), Pipp (von Philipp), Renz (von Lorenz). Noch heute wird ja in der Umgangssprache bald der erste, bald der zweite Bestandteil des offiziellen Vornamens bevorzugt, haben wir doch neben einander Adi und Dolfi, Albi und Bärli, Siegi und Mundi, Schagi und Chobi, Schöfi und Seppi, Willi und Hälmi, Liesi und Bethli, Helli und Leni. Mehrere Kurzformen lassen sich sodann bereits aus der Zeit der Einnamigkeit nachweisen: Al aus Azzo (mit dem sogenannten geschwänzten α des Mittelhochdeutschen, das einen harten Spiranten wiedergibt), Erb aus Arbo, Harr aus Haro, Kyff aus Kipo, Schad aus Scatto, Wahl aus Walo. Auch Heß wird hierher gehören und nicht von einem weitab gelegenen Volksstamm herrühren: ein Hesso dictus de Oltun wird 1255 erwähnt.

Migger ist eine landläufige dialektische Form für Emil; weniger häufig wird wohl ein Paul Päufer

und ein Theophil Figger genannt, und als Einzelbeispiele kenne ich einen Chober, Jakob, und einen Diefer, Matthias, die vom ganzen Dorf so genannt werden. Solche Abarten auf -er, die man vielleicht als betont masculine Formen bezeichnen kann, müssen auch der Zeit geläufig gewesen sein, in der die Zunamen aufkamen, denn sie haben sich deutlich in Geschlechtsnamen erhalten. Denger geht offenbar auf Anton zurück: ein Döngi Weggis ist 1542 als Bürger von Pratteln bezeugt, ebenso ein Denge (also mit entrundetem δ) Tschudi 1563 und ein Thengi Birfinger 1692 in Binningen. Häner hat mit dem Dorf Hänner im Hohenwald nichts zu tun, sondern ist sekundäre Bildung zu Henni, das eine der verschiedenen Variationen von Johannes darstellt, ebenso wie Hänger zu unserem heutigen Hängi, mit dem offenbar das Solothurnische Hänggi identisch ist. Hener deutet ich nicht als Heuer, wie es unter Bezugung auf sein Vorkommen im Sundgau geschieht, jeder Bauer ist ja temporär Heuer, sondern als -erform zu Heiri, durch Dissimilation aus Heirer entstanden. Bender wird auf den stark verbreiteten Vornamen Pantaleon zurückgehen, Engler auf einen zu Engel verkürzten Engelbert oder Engelhard (im Badischen kommt neben Engler auch Englert vor). Eine andere Abart, ursprünglich wohl eine Neuform, liegt dann in den zweifelsibigen Geschlechtsnamen auf -el vor: Huggel (zu Hugo oder Hubert, älter Hugbert), Kobel (zu Jakob), Koppel (zu Robert). Als zweifelhafte Fälle erscheinen Wehel (Werner?) und Hodel, für dessen Charakter als ursprünglicher Vorne (Hewald?) sowohl das Diminutiv Hodelin — ein Ruodin Hodelin in Sissach wird 1450 und 1456 genannt — als die Erweiterung zu Hodler im Bernbiet spricht. Als Beweis, daß hier starke Modifikationen haben platzgreifen können, sei auf heutige Formen verwiesen wie Jeggel für Jakob, Fittel für Vinzenz, Miggel und Meißel für Emil (in Muttenz gab es noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts den Geschlechtsnamen Menzel); in Allschwil nannte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das ganze Dorf einen Theodor Deggel.

Wenn Geschlechtsnamen die Diminutivsilbe -li oder verhochdeutsch -lin tragen, so haftete ihnen, im Gegensatz zum heutigen Sprachgebrauch sowohl bei Vor- wie bei Geschlechtsnamen, zur Zeit ihrer Entstehung keineswegs herabziehender Charakter an, es wurde damit nur, wie die Dorfnamen beweisen, der Sohn vom Vater gleichen Vornamens unterschieden. So heißt der Sohn des Strohhans (vom Wohnsitz an der Hohen Straße) Strohhansli, der Sohn des Seilerjoggi Seilerjoggeli, die Tochter von 's Schuelmeisters Anni 's Schuelmeisters Anneli; wenn wir räumlich nahe beieinander Al und Alti, Janz und Jauslin (zu Johannes, an vor einem Spiranten zu au geworden wie in Gausch, du tannst), Währy und Wehrli (zu Werner), Hug und Hügli (zu Hugo), Märki und Märklin (zu Markus) haben, so ist je weilen im zweiten Fall der Sohn eines gleichnamigen Vaters der Stammvater eines Geschlechtes geworden. Weitere Beispiele von solchen Diminutivbildungen sind Enderlin (zu Andreas, in Therwil gibt es noch den Dorfnamen 's Anderlis), Dübli (zu Theudobert oder Theudobald, Kurzform Dübli im Bernbiet, Diebold aus Theudobald im Nargau), Ettkin (zu einem alten Otto mit Umlaut), Möschlin (alt Musco, im Fildal Mösch, im Zürichbiet Musch), Jährlin (vielleicht zu Zacharias). Derartige Dimi-

ich auch zu Löw (Biel-Benken, Binningen) verhochdeutsch wurde. Leu in Witterswil beweist nichts, denn früher war dort die Schreibung Ley ebenfalls gebräuchlich; durch eine Art Volksetymologie erfolgte dann eine Anpassung an die lokale Form für Leo Löwe. — Bohny (Frentendorf, Dieftal, Zunggen) wird von Bonifazius herkommen; auf einen Vornamen als Ursprung deutet die -er-Form Boner im Solothurnischen hin, und Böni mit Umlaut (Fridtal), aber auch ein dictus Böni de Rinach 1350 spricht nicht dagegen.

Kron (Ettingen) leite ich von Hieronymus ab (in Muttenz, wo es das Geschlecht ebenfalls gab, finden sich in Vereinen auch Croni und Croner), Kern (Siffach) von Quirinus (Kirn und Kirner im Badischen), Matt (Ziefen, dazu die Form mit -er-Matter im solothurnischen Witterswil und im Aargau) von Matthias oder Matthäus, doch kann auch Maternus in Frage kommen, ein Matern Kempf in Pratteln wird 1502 in einem Disberger Verein genannt. — Allemann (Neisch, auch im Solothurnischen) kommt nicht von der Stammbezeichnung, sondern von einem Heiligennamen; 1373 wird ein Archandus Amanandus als Prior des Stiftes Peterlingen, des Lehnsherrn des Dorfes Hölstein, genannt. — Klor (Giebenach) stelle ich mit dem aargauischen Gloor zu Hilarius, der als einer der Hauptheiligen der Franken am Oberrhein besonders verehrt wurde. In Bettingen gab es eine St. Glöri-Kapelle, an die noch heute der Flurname im Gluri am Waldbrand östlich der Reben erinnert; Santholeri wird 1594 und Santenluri 1786 erwähnt. Hilari ist heute fast Schimpfwort, jedenfalls wird ein so betitelter Mensch nicht ganz ernst genommen, und damit darf man den Chluri-Ball im oberen Baselbiet in Zusammenhang bringen, eine Art Rehraus der Fastnacht, wo man in möglichst armseliger Verwummung erscheint. Was den Anlaut kl betrifft — das k ist offenbar eine Schreibung für ch —, so liegt die gleiche Verhärtung des h mit nachfolgender Liquida zum gutturalen Spiranten vor wie in Kron aus Hieronymus. — Dill leitet man von Megidius ab; mit den anderwärtigen Formen Gilg und Ilg dürfte ein in einem Fegenprozeß 1532 in Basel genannter Dilge von Pfeffingen die Verbindung herstellen, und im übrigen wird ein Gilg Wechler als Stadtschreiber zu Diebstal 1476 genannt. — Heilige stehen dann in dem Diminutiv Wittlin (entweder der Notbelfer Vitus, Schutzpatron gegen Feuer und Blitz, oder Vitalis, einer der agauenischen Märtyrer, dessen Reliquien im Jahre 1681 nach dem Abschluß des Baues der Domkirche in feierlicher Prozession von Bruntrut nach Arlesheim überführt wurden), in Basihong (Sebastian, ein Hans Baschen ze Rin erscheint 1576 auch als Hans Baschian und Hans Baschion, und ein Baschon Frei von Frentendorf wird 1595 in Pratteln erwähnt), in Meurz und Mühry (Mauritius oder Maurinus, St. Mauritius hieß ein altes Gotteshaus in Dornach, und St. Maurinus ist Nebenpatron zu St. Pantaleon), und in Mory (Morandus, im Elsaß populär, wo die meisten Kirchen außer einem Hauptpatron noch einen Nebenpatron haben; ihm ist das Krankenhaus in Altkirch geweiht, der erste Träger des Namens in Binningen ist übrigens nach der Tradition aus dem Sundgau eingewandert).

Der Schein trägt

Es gibt im Baselbiet eine Reihe von Geschlechternamen, deren nächstliegende und daher landläufige Deutung mit fast absoluter Sicherheit als falsch bezeichnet werden darf, auch wenn Träger solcher Namen ihre Auffassung mit einem sogenannten Wappen glauben beweisen zu können; dieses ist eben auf Grund der falschen Erklärung gemacht, was ohne weiteres den Alterswert kennzeichnet. Ein frappantes Beispiel dafür liefert mein eigener Geschlechternamen. Das Wort Degen im Sinne einer Waffe geht nämlich aus dunkler Herkunft höchstens auf das 15. Jahrhundert zurück, hingegen ist es in anderem Sinne bereits im Althochdeutschen häufig: thegan, degan heißt dort Knabe, Dienstmann, Krieger, und im Nibelungenlied wird dann ein Held wacker Degen genannt. In lateinischen Urkunden wird es etwa mit miles, Soldat, wiedergegeben, und ausgerechnet in Bubendorf, wo das Geschlecht heute noch heimisch ist, wird 1247 ein Hugo miles de Bubendorf erwähnt. Im späteren Mittelalter bedeutete das Wort Gefolgsmann eines Adligen. In dem zweifellos echten Wappen einer Christhona Degelein von Wangen, die die Großmutter einer Nebtiffin von Disberg war, wird man vergeblich nach

einer Waffe suchen. — Die Herkunft des im oberen und im unteren Baselbiet heimischen Geschlechtes Eglin von einem in Schweizer Seen lebenden Fisch ist für unser Gebiet wenigstens ausgeschlossen, denn das Wort ist gegen das Ende des Mittelalters und noch zu Beginn der Neuzeit als Vornamen bezeugt: Ein Eglin von Wessenberg verkauft 1416 das Schloß Biedertban im Sundgau an den Basler Ratsherrn Conrat Sinz, und ein Eglin Offenburger ist 1523 Käufer der Burgstelle Schauenburg und des Schweiternhauses Rothaus. Die volle Form des Namens, Egitolf, schimmert im ostschweizerischen Egloff deutlich durch; auch wird im 16. Jahrhundert ein Egnolf Häring als Untervogt zu Neuch genannt. — Bitterlin stellt nicht die Diminutivform des Adjektivs bitter dar, es bedeutet auch nicht den Nachkommen eines Bitters, der in den Kirchen und Herbergen Almosen für die Stiefen von St. Jakob sammeln mußte — es war das übrigens ein städtisches Amt —, sondern Bitterlin, wie übrigens auch ein Zweig der Edlen von Eptingen hieß, geht auf ein altdeutsches Pitttheri zurück (analog Walthar auf Walthari, Waltheri), welche Annahme durch den Geschlechternamen Bittlinger gestützt wird: ein Heinrich Bittlinger wird in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Verwandter der Brand in Basel genannt.

In Sella (Arlesheim) haben wir nicht eine Münzbezeichnung zu sehen, obgleich sich solche als Geschlechternamen finden; gerade in Arlesheim wie auch im nahen Schwarzbubenland gibt es Stebler, gleichbedeutend mit einem wegen des Baselstabs Stäbler genannten Geldstück, doch ist die Münzsorte Heller unserem Lande fremd. Das im Badischen vorkommende Hiller führt auf die Vermutung, daß wie in diesem in Sella der altgermanische hild, Kampf, enthalten ist, möglicherweise eine Maskulinisierung der Kurzform Hilde, Hille aus Hildegard; im Jahre 1479 gibt eine Frau Hilgart von Mönchstein ihre Einwilligung zur Verpfändung der Feste Mönchstein. — Daß in Haufer (Neisch, Altschwil, Muttenz) der Name des Hebeldorfes im Wiesental steckt, ist schon deswegen nicht wahrscheinlich, weil es in Haufer selber Haufer gibt; auf die Herkunft weist der Dorfname Hausf, Hauseli in Oberwil, ferner der Familienname Hausf in Stein im Aargau und im badischen Wutachtal sowie das bernische Hausf für Hansf. In einer Vereinigung von Gütern in Therwil 1463 heißt es: neben der Hansser von Ettingen gueter, und die Form Hanser, also ohne die Diphthongierung von an zu au, lebt in einem zahlreichen Geschlecht von Freiburg im Breisgau fort. Selbstverständlich können anderwärts Haufer von einer Ortschaft Haufer herkommen, deren es in der Schweiz etliche gibt, und ohne weiteres ist ein solcher Ursprung für den jüdischen Geschlechternamen Haufer anzunehmen. — Ein analoger Fall ist Frider — zufällig heißt heute in Frid der Gemeindevorstand und Sektionschef so — es ist betont maskuline Bildung im Hinblick auf einen 1296 erwähnten Frige de Rünaberg und einen 1398 vorkommenden Hörigen Frid der Schneider von Husgow (Hausgauen unweit Altkirch); die Deutung dürfte eine Urkunde aus der Baar im Schwarzwald, also ebenfalls aus alemannischem Sprachgebiet, liefern, wo ein Otte und ein Friedrich, die 1339 als Söhne Walters des Truchsessens von Nordorf figurieren, fünfzehn Jahre später Ott und Frid genannt werden. — Auch Oser (Schönenbuch) wird die betont maskuline Form eines ursprünglichen Vornamens, Oswald, verkürzt Oj, darstellen und nicht die Herkunft von einer entlegenen kleinen badischen Ortschaft Dos verraten. In Basel, wo die Oser alteingesessen sind, ist im Jahr 1521 ein Mehger Heini Oj und 1562 ein Meister Bakt (Bernhard) Oj als Wirt zum „Engel“ bezeugt, und weiter gab es im 16. Jahrhundert Dysmatten vor dem St. Johannstor.

Es gibt auch von Flurnamenbezeichnungen herführende Geschlechternamen, die man in die Rubrik „Der Schein trägt“ einreihen könnte. So liegt in Schwind (Therwil) keineswegs ein Synonym des Adjektivs schnell oder flink vor, sondern wir haben es mit dem mhd. geswende zu tun, das durch Ausreuten gewonnenes Nutzland bedeutete. Anderswo gibt es Schwwend, die ursprüngliche, nicht durch Volksetymologie veränderte Form. Im Jahr 1566 schritt der Basler Rat gegen den Besitzer des Schlosses Bottingen wegen Verletzung der Forstmandate ein, weil er einen „Schwand“, mhd. swende, vornahm und einzelne Bäume sogar mit den Wurzeln ausgraben ließ, um genügend lange Balken für Erhaltungszwecke an seinem Haus zu bekommen. Das

ge-verleiht dem swende kollektive Bedeutung, im Sinne der Zusammenfassung von mehreren Einheiten, und es hat die gleiche Funktion wie im Geschlechternamen Grieder neben Nieder (mhd. riet Schilfrohr, Sumpfgas) und in den Flurnamen Grüt und Grütli neben Rütli und Rütli. Schwendi (Choindez) und Schwanden sind aus Flurnamen zu Ortsnamen geworden, und als aus einem Flurnamen entstanden erklärt sich ohne weiteres Neuenchwander (Ettingen). — Ballmer (Lausen, Zingen) hat weder mit der tropischen Dattelpalme noch mit unserem einheimischen Stechpalmenstrauch etwas zu tun, sondern es geht entweder auf Baldemar zurück, welches frühdeutschen Namens Vorkommen in unserem Gebiet erst bewiesen werden mußte, oder eher auf mhd. balme Fels, Felsenhöhle, welches Wort auch unserer Sprache einst geläufig gewesen sein muß, wie die nordöstliche Fortsetzung des Weisksteins Palmberg und der Name eines der Mörder König Albrechts Freiherr von Palm beweisen.

Bei Handschin ist der Quetschlaut tsch für die offenbar nächstliegende Deutung als Handschuhmacher verantwortlich (ich sah sie auch schon gedruckt); es geht jedoch zweifellos letzten Endes auf Johannes zurück, dem in unserer Gegend wie überhaupt im gesamten deutschen Sprachgebiet am häufigsten zum Geschlechternamen gewordenen Vornamen — meint doch Gottschald in seiner Deutschen Namenskunde, er finde sich in 300 Variationen; auch das stadtbaslerische Heusler gehört in die Sippe, ebenso das solothurnische Heutschi mit der bereits bei Haufer erwähnten Diphthongierung von total + n. Dem Quetschlaut scheint, wie aus seiner in der heutigen Sprache nicht seltenen Verwendung für die Bezeichnung von nicht gerade geschätzten Menschen zu schließen ist (Tscholi, Tschumpel, Tschaute, Dotisch, Müelisch, Pfartsch, Hootsch), ein Makel anzuhängen, doch ist natürlich nicht mehr auszumachen, ob einst mit dieser Konsonantenverbindung, wenn insbesondere Kurzformen von Namen mit ihr versehen wurden, ebenfalls ein despektierlicher Sinn verbunden war. Bei uns scheint die geringe Anzahl der Fälle für diese These zu sprechen, während ihre Häufigkeit im Bernbiet (Dietsch, Gertsch, Nelsch, Bertsch, Klentschi, Durtsch, Santtschi) eher zur gegenteiligen Annahme führen wird. — Zu Handschin gefellte sich Mundschin (Bubendorf), dessen erste Silbe, das altdeutsche munt, Schuh, noch heute in Wormund erhalten, im 15. Jahrhundert auch mit Umlaut erscheint: Mündschin und Müntschin, während im Elsaß die Kurzform Munsch daheim ist. Weitere auf Vornamen zurückgehende Fälle bilden dann noch Bertschin (Rümlingen, zu Berchtold oder Albert), Brotsch (Arlesheim, zu Brost, Ambrosius), Fritschin (Pratteln, zu Fritz), Riettsch (Pratteln, zu Rüdiger, das heute außer mit Rieger auch eine Form mit entrundetem ü, Rieger, im alemannischen Sprachgebiet aufweist).

Biel schwieriger zeigt sich die Deutung von Gaußschin (Oberdorf). Es ist zum vornherein nicht anzunehmen, daß diese Bildung mit Quetschlaut als einzige nicht von einem ursprünglichen Vornamen herühre, und schon deswegen halte ich die von Adolf Socin in seinem Mittelhochdeutschen Namenbuch gegebene Erklärung aus mhd. kawerzin, kawerschi Wechsler, eigentlich Bewohner von Cahors, welche südfranzösische Stadt als Sitz von Wucherern bekannt war, für unrichtig. Ich denke an einen Zusammenhang mit dem Geschlechternamen Ganz, in dem sich im Hinblick auf die Form mit -er Ganzher und den Dorfnamen 's Gaußs in Siffach offenbar ein Vornamen verschleiert; auch ist aus dem späten Mittelalter für unsere Gegend ein Heinrich Ganze bezeugt, der 1444 den Baslern über die freudliche Haltung des Grafen Hans von Thierstein auf Pfeffingen gegenüber den „Schindern“, den Armagnaken, Auskunft gab. Es ist nicht unmöglich, daß einmal ein Hansf spottweise, unter Zuhilfenahme der Volksetymologie, Gauß genannt wurde, woraus sich sowohl die Form mit der Diphthongierung des an zu au als diejenige mit dem Quetschlaut entwickeln konnte. An volksetymologischen Einfluß läßt auch ein aus dem Jahre 1330 genannter Meni (Domimicus) Genseli in Buus denken. Man darf ja überhaupt sagen, daß Entstellungen von Vornamen auf den Einfall eines einzelnen zurückgehen können; das kann man gerade mit den Dorfnamen beweisen, denn es gibt solche, die ihren Ursprung der schweren Zunge namentlich von Kindern verdanken; weil sie ihren eigenen Namen nicht richtig aussprechen konnten, wurden sie zum ersten Träger einer sich alsdann vererbenden Entstellung.

Rätselhafte Kurzformen

Eine ganze Anzahl von schwer, in manchen Fällen wie mir scheint gar nicht mehr zu deutenden Geschlechtsnamen sind einflüßig, was darauf hinweisen dürfte, daß sie verkürzte Vornamen darstellen. Eine Deutung ohne Basis von Anhaltspunkten sprachlichen oder geschichtlichen Charakters möchte ich mir erlauben für Day, Haug, Relsch, Schmutz, Schent, Sprich, Strauß, Trott, Wepf, während für Blapp, Dea, Diem, Drag, Folz, Ruepp die Vermutung erlaubt sein wird, daß darin Pelagius, Degen, Dietmar, Andreas (im Badischen Drees), Bolmar, Ruprecht stecken. Auch Graß könnte auf einen Vornamen zurückgehen, den heiligen Gelasius, und Gaß braucht nicht notwendigerweise von Gasse zu stammen, sondern im Hinblick auf Gasser (Schönenbuch) und das aargauische Gähler (ohne Umlaut, vgl. dagegen das baslerische Gähler, offenbar vom Diminutiv mit Umlaut Gähli) könnte als Ursprung ein Vornamen in Frage kommen, vielleicht der Patron der Mutterkirche Arbogast, in Therwil noch heute als Dorfname 's Gähls oder 's Gähle; es könnte eine volksetymologische Angleichung an Gasse eingetreten sein, und zudem haben wir in Soos im Luzernbiet und in Jost im Bernbiet, von Iodocus, in Oberwil Dorfname 's Jessis, Formen mit und ohne t nebeneinander. — Heid ist nicht etwa Flurname, sondern Spottform, denn es wird 1416 ein Heiden von Schönau erwähnt, der so hieß, weil er gar lange ungetauft bleiben und warten mußte, bis der Kaiser, der ihm Pate war, ins Land kam. — Bei Born (Reinach) fragt man sich, wie so die niederdeutsche Form von Brunnen nach Reinach gelangt sein könnte, aber es handelt sich um etwas anderes, nämlich um das althochdeutsche Partizip boran, geboren, das einst als Einname verwendet wurde. Börlin erklärt sich zwanglos als dessen Diminutiv, wegen des ausgefallenen n denke man an den Geschlechtsnamen Wehrlin neben dem aargauischen Wernli; wenn es dann gerade in Reinach auch Berlinger gibt, in einer Gegend, wo das ö entrundet wird, so kann man ebenso gut an einen Zusammenhang mit Börlin denken wie an eine Zuwanderung aus dem Schaffhausischen. Nehrlich wie mit Born, das übrigens auch im Bernbiet mehrfach vorkommt, steht es mit Schorr (Mutteng), denn dieses leitet sich von scoran her, geschoren, das im Alideutschen Kleriker bedeutete. Wbart resp. Diminutiv sind das bernische Schori und das elßassische Schörlin; im 14. Jahrhundert hieß einmal ein Basler Schultheiß Schornlin.

In nicht weniger als 33 Ortschaften des untern und des obern Baselsbiets ist der Familienname Schaub vertreten, was seinen Ursprung als Nachnamen im Sinne von Strohband, dürrer Mensch, wie Adolf Socin, Adolf Seiler und der badische Namensforscher Edmund Nied meinen, absolut ausschließt; ein Einzelindividuum kann als Folge einer von den Mitmenschen verspotteten körperlichen Besonderheit unmöglich einer Sippe mit einer derart weiten Verbreitung der Namen gegeben haben. Auch weißt der stadtbaslerische Geschlechtsname Schauber im 16. Jahrhundert, also eine maskulin betonte Form, auf einen ursprünglichen Vornamen hin. Geht man den ältesten Spuren nach, so ergibt sich, daß die frühesten Formen den Diphthongen des althochdeutschen Wortes skoub, Garbe, nicht aufweisen: Scopo oder Scoppo in St. Galler Urkunden des 9. Jahrhunderts, später wird ein Wernli Schope im 14. Jahrhundert genannt und ein Hans Schob in der Mitte des 15. Wir haben es offenbar mit einem alten Einnamen zu tun, nicht mit einem in eine spätere Zeit fallenden Beinamen; auch das oberbaselbieterische Schöbe für Schürze kommt nicht in Betracht, das beweist das bernische Säube mit seinem u, nicht o-Umlaut. In mittelhochdeutscher Zeit diphthongierte sich dann das ö zu ou oder au, und zwar im Elsaß bereits im 13. Jahrhundert: ein Schoup Rither (Ritter) in Straßburg 1263, ein Burchardus dictus Schovp de Argentina (Straßburg) miles 1283, während der Diphthong bei uns erst im 15. Jahrhundert neben dem einfachen Vokal auftritt: Clas Schob 1444, Henslin Schoube in Zeglingen 1450. Die Diphthongierung von o zu au weist unser Dialekt mehrfach auf: mhd. rō lautet rauh im Sinne von ungekost, lō ist zu Lau (schriftdeutsch Loh), strō zu Strau geworden, und wir haben noch nebeneinander die Geschlechtsnamen Strometer (Buckten) und Straumann (in fünf Gemeinden der Bezirke Liesal und Waldenburg). Den mittelhochdeutschen Lautstand haben wir außer im ostschweizerischen Schoop (man denke auch an das appenzellerische globe, glauben) offenbar noch in

der Ableitung Schobinger im Luzernbiet. — Eine analoge Entwicklung läßt sich für Laub (Oberwil) verfolgen. 826 wird in einer St. Galler Urkunde ein Lobo genannt, und auch spätere Formen zeigen zunächst den Diphthongen nicht: ein Lobi von Hagenthal wird 1246 genannt, ein Rudolf Lober, also maskulin betonte Form 1260, das Diminutiv Löbelin in Kolmar 1269, und noch 1422 ein Hans Lober von Waldenburg; daneben gibt es bereits 1270 einen Rudolfus dictus Lovber und 1463 einen Hanns Louber von Hölstein (heute finden sich die Lauber nur noch als Bürger von Tenniken verzeichnet). Hebels Laubi, der den Psüfel hat, spricht nicht gegen die Herkunft von einem alten Einnamen.

Bei dem reichlich in einem halben Duzend Gemeinden des oberen Baselsbiets, dazu noch in Relsch und im Schwarzbubenland heimischen Geschlechtsnamen Tschopp komme ich um den Gedanken nicht herum, daß darin Jakob stecken wird, gerade wie im bernischen und luzernischen Kopp; es wäre doch merkwürdig, wenn dieser sozulagen typisch baselbieterische Vornamen sich bloß mit Jäggi als Geschlechtsnamen sollte erhalten haben, dessen Standort Hölstein zudem dem Solothurnischen, wo die Jäggi eher zahlreich sind, ziemlich nahe liegt. Der deutsche Namensforscher Göhe leitet Tschopp von Hio ab, es ist jedoch an sich nicht wahrscheinlich, daß ein alttestamentlicher Name wie Hio ein derartig großes Verbreitungsgebiet erhalten haben kann wie das der Tschopp. Für Göhes Ansicht könnte allenfalls der Ammann Jöbli oder Jöbelin von Rheinfelden 1423 bzw. 1427 ins Feld geführt werden, aber diese Deutung setzt eine dem Romanischen entlehnte Orthographie voraus, während die Erklärung als Diminutiv zu einem Jobbi, die bei Hebel übliche Dialektform für Jakob, viel näher liegt. Wenn man auch auf die Suche nach bei Koseformen, namentlich einflüßigen, wirkenden Sprachgelegen verzihten muß, so darf doch des lautlichen Anlages wegen darauf verwiesen werden, daß wir in unserer Mundart neben Jogge, oberbaselbieterisch Jokeb, auch Jockeb haben und daß der Ortsname St. Jakob Santjohbeg lautet. — Klarer als bei Tschopp liegt die Sache bei einem zweiten mit dem Querschlaut beginnenden Geschlechtsnamen: Tshan (Känerfinden, es kommt auch im Schwarzbubenland und im Bernbiet vor) ist offenbar eine der verschiedenen Kurzformen von Johannes; als Träger einer Zwischenform wird zur Zeit des Béquignat-Auffstandes im Fürstbistum Basel ein Tshani von Dittingen genannt.

Noch ein paar Namenrätsel

Woher ist Stehlin abzuleiten? Angefichts der verschiedenen aus der Vergangenheit überlieferten Lesungen sehe ich keine Möglichkeit einer Einigung auf eine Grundform; es scheinen im späten Mittelalter zwei aus voneinander unabhängigen Quellen stammende Namen von Schreibern in einen zusammengefaßt worden zu sein, wobei ein orthographischer Umstand mitgespielt haben mag, die Tatsache nämlich, daß im Mittelhochdeutschen das ch im Inlaut als h geschrieben wurde und als solches gelesen werden konnte. Zunächst dürfte der Heiligename Eustachius, an den man wegen des baslerischen „Stächel“ denken könnte, ausscheiden, er wird aber im Geschlechtsnamen Stächelin in Stein, wo Eustachius Kirchenpatron ist, enthalten sein, und es wird auch 1445 ein Heini Stehelin aus Magden erwähnt. Sodann ließe sich wegen eines Chuonrat Stelli von Langenbruck 1310, in den Akten des Klosters Schönthal, ein Zusammenhang mit dem Flurnamen Stelli vermuten; ein Hof bei Ormalingen unterhalb der Farnsburg heißt Stelli, und ein alter Binninger Flurname heißt Chüestelli, der Platz, wo das Weidvieh zusammengetrieben wurde, sei es zum Melken oder an den Schattten bei großer Hitze. Doch dagegen sprechen die verschiedenen Formen mit h, Steheli, Stächilli, ein Heinrich Stehelli in Arnsdorf (Arisdorf) 1347, die auf die Möglichkeit einer Herkunft von mhd. stahel, stahl hinzudeuten scheinen, welches Wort auch stählerne Rüstung bedeuten konnte; hat sich doch auch Harnisch als Geschlechtsname erhalten. Dann kommen die Bildungen ohne h: Ein Heinzinus Stelin wird 1308 beim Verkauf von Gütern in Allschwil genannt, ein Cüni Stalin 1453, ein Wernli Steli als Geschworener des Augster Gerichts 1437; im 14. und 15. Jahrhundert werden Stölli als Räte von Solothurn genannt, im 16. Jahrhundert ein Rudi Stöli in Binningen und im 17. Stöli in Beringen von Beken. Hieher sind die Stehlin als Reformationsflüchtlinge gekommen, und auch die Allschwiler Stehlin stammen nach der Tradition aus dem

Elsaß, aus der Zeit, da das Birsed französisch war, weshalb sich die Entrundung des ö zu e aus dem Sundgauer Dialekt erklären läßt. Ist die Form mit ö die ursprüngliche, so hängt offenbar Stehlin mit Stöhler zusammen, das früher Stähler hieß: o aus mittelhochdeutschem a wie im alten Hohlmaß Mos (1½ Liter) für Maß und im oberbaselbieterischen olt, holt, Solz. Stehlin wäre also, in sogenannter Konkurrenz mit mhd. stahel, stäl, Diminutiv zu Stoll, das anderswo als Geschlechtsname, bei uns als Flurname im Stollenrain bei Arlesheim und im Stallen bei Oberwil erhalten und letzten Endes identisch ist mit mhd. stalde steiler Weg (Assimilation von ld zu ll wie im dialektischen Schulle, Schulden, Willema, Wilsenmann), das ld erhalten im fränkischen Geschlechtsnamen Stalder. — Ein ähnlicher Fall ist Hölin (Ormalingen), worin das mhd. halde Abhang steckt: wir haben Hohl in der Ostschweiz, Hohl im Friaal, Haller in Läuelfingen (1530 wird ein Heinrich Staller in Bubendorf erwähnt), Halter in Basel (ein Michel Stalter wird 1456 in Ormalingen erwähnt), Hölinger in Liesal, eine Zusammenlegung mit dem Suffix -ing, das in der alten Sprache die Zugehörigkeit zu einer Sippe andeutete. — Wie Stöhler eine neue Form von Stähler — noch 1541 wird in Pratteln ein Moriz Staler aufgeführt —, so ist Scholer eine neuere Form von Schaler, die ein altes Geschlecht sind, wie die Schaler von Beken beweisen. 1164 und 1176 erscheint ein Wernerus de Schalou als Bürger von Basel im Haus der Turm ze schalon, zu den Steinplatten, Stufen, und 1230 ein Scalaris mit einer Leiter im Wappen; ein Chunrad Schaler wird 1274 erwähnt, ein Hanns Schaler von Magden 1452, ein Thoman Scholer genannt von Leymen 1526, und Schälberg in der Klus bei Relsch erscheint als Scholberg 1356. Wir haben noch heute im Dialekt das Substantiv Schol, mhd. schal, welsch letzteres außer Schale und Verschälung auch Fleischbank bedeuten konnte.

Für Tshudin konnte man versucht sein, wegen seines Anlautes und wegen seines Vorkommens auch im Ranton Glarus, also im Grenzgebiet gegen das Rätische, romanischen Ursprung anzunehmen, weshalb schon eine Deutung aus judex, Richter, vorge schlagen wurde; aber sie kann so wenig befriedigend wie die aus Judas, die Verbreitung des Geschlechtsnamens in reichlich zehn Ortshäfen des oberen Baselsbiets spricht für Bodenständigkeit, weshalb eher ein Zusammenhang mit dem schaffhausischen Schudel anzunehmen ist, um so eher, als im Bürgerverzeichnis von Pratteln im sechzehnten Jahrhundert drei Schudi vermerkt, ein weiterer Bürger bald als Schudin und bald als Tshudin, und zwei nur als Tshudin aufgeführt sind, während diese dann im siebzehnten Jahrhundert entschieden überwiegen. An der Herkunft von einem Vornamen dürfte kaum zu zweifeln sein, und da denke ich an den Walliser Heiligen Theodul, der im 4. Jahrhundert Bischof von Martigny war.

Es ist ein räumlich recht beschränktes Gebiet, das in den vorstehenden Ausführungen behandelt ist, und ich mache mir schon aus diesem Grunde nicht an, in der Materie der Weisheit letzten Schluß liefern zu können; ist es doch leicht möglich, daß Untersuchungen in anderen Gegenden mit alemannischem Dialekt die eine oder andere Deutung mittelst gewichtigerer Faktoren ins Wanken bringen oder vollständig zu widerlegen vermögen. Trotzdem werden solche Einzeluntersuchungen ihre Berechtigung haben, namentlich weil ihre Verfasser einen guten Helfer an dem eigenen Sprachgefühl haben; endgültige Ergebnisse werden sich jedoch in vielen Fällen erst feststellen lassen, wenn alle aus der Periode der Zweinamigkeit stammenden Urkunden, die insbesondere in Eigentumsübertragungen, Lebensversicherungen, Schenkungen bestehen, vollständig durchforscht sind. In dieser Hinsicht ist der Bearbeiter städtischen Materials besser dran, weil die Archive naturgemäß mehr Aufzeichnungen über persönliche und wirtschaftliche Verhältnisse in den großen Zentren mit regem Gewerbe und bildungsfördernden Einrichtungen enthalten, als wie sie über Einzelheiten der Lebensführung von Bauern und Hörigen gemacht worden sein können. Aber auch weitere und auf größere Gebiete ausgedehnte Untersuchungen dürften ein Ergebnis nicht mehr umzustehen vermögen: die übertragende Rolle, die das patronymische Moment und Element bei der Entstehung der Zweinamigkeit spielte und damit für die Erklärung des heutigen Bestandes unserer Geschlechtsnamen gewonnen hat.

Wilhelm Degen.

Grundwasserfassung er Har

Von Dipl. Ing. SIA. Hans J. Rapp, MuttENZ

Die Bemühungen der Stadt Basel für ausreichende Wasserversorgung haben die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Problem der Grundwassergewinnung gelenkt. Eine Beschreibung der verschiedenen technischen Verfahren zur Gewinnung und Förderung von Grundwasser dürfte daher Interesse finden. Als Anwendungsbeispiele werden die in der Hard in Ausführung begriffenen Bauten einbezogen. Zu einer Gesamt-Darstellung der dortigen technischen, geologischen und rechtlichen Probleme hält sich jedoch der Verfasser dieses Aufsatzes nicht für berufen.

Die Feststellung von Grundwasservorkommen

Nicht jeder Boden ist Träger von Grundwasser. In kompaktem Fels oder in Lehmschichten gibt es kein Grundwasser. Voraussetzung für dessen Bildung ist ein durchlässiger Untergrund, ein Untergrund mit Poren und Hohlräumen, in denen das Wasser frei zirkulieren kann. In unseren Gegenden sind es besonders die ausgedehnten

Ablagerungen der eiszeitlichen Ströme,

die als Grundwasserträger in Betracht fallen. Man muss sich vorstellen, dass die früheren Flussläufer z. B. des Rheins, der Birs oder der Wiese bedeutend tiefer und breiter waren und dass diese Täler im Verlaufe der Jahrtausende wegen abnehmender Schleppkraft der Flüsse durch Geschiebe, Kies und Sand weitgehend aufgefüllt wurden. Ein Kennzeichen dieser Ablagerungen ist ihre terrassenförmig ebene Oberfläche.

Wenn solche Ablagerungen dauernden Zufluss von Wasser erhalten, sei es durch reichliche Versickerung von Regenwasser oder durch Zutritt von Flusswasser in den Untergrund, so sind die Voraussetzungen für die Bildung eines Grundwasserstroms gegeben. Es ist Sache des Geologen, den Verlauf solcher Ströme in groben Umrissen anzugeben. Dagegen ist der Wissenschaftler in den seltensten Fällen in der Lage, ohne direkte Bodenaufschlüsse genaue Aussagen über die Mächtigkeit des Grundwasserträgers oder die Ergiebigkeit des Grundwasserstromes machen zu können. Für die Erstellung eines Pumpwerkes sollte jedoch beides möglichst genau bekannt sein, bevor mit dem Bau begonnen wird. Denn es ist klar, dass man das Pumpwerk dort zu bauen wünscht, wo die Voraussetzungen für die Leistungsfähigkeit nicht nur gut, sondern am besten sind. Diese Detailuntersuchung ist besonders dort unerlässlich, wo auf kleinem Raum erhebliche Unterschiede in der Formation und Beschaffenheit des Untergrundes bestehen, wie dies z. B. in der Hard der Fall ist.

Das gebräuchliche Mittel zur Erforschung des Untergrundes ist

die Sondierung.

Sie besteht entweder aus einem von Hand gegrabenen Schacht, oder aus einem in den Boden getriebenen Rohr, oder aus der Kombination der beiden Möglichkeiten. Der Schacht bietet den Vorteil, dass sich die genaue Beschaffenheit der durchfahrenen Schichten an Ort und Stelle feststellen lässt. Die Methode wird aber mit wachsender Tiefe teuer und unwirtschaftlich; bei starkem Wasserandrang stösst ihre Ausführung auf grosse Schwierigkeiten. Der Sondierung mit Bohrröhren sind weniger enge Grenzen gesetzt; im Falle der Salz- oder Öl-gewinnung werden wenn nötig mehrere hundert Meter Tiefe erreicht. Bei einer

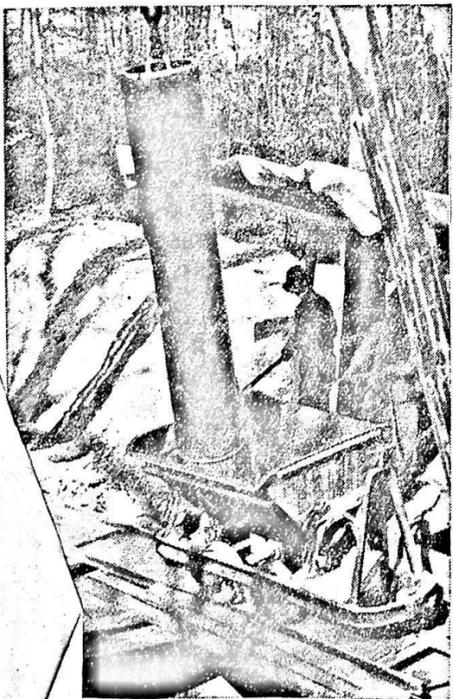
Sondierung mit Bohrröhren

stellen sich drei Aufgaben: der Vortrieb der Röhren, die Förderung des vom Rohr verdrängten Materials und das Herausziehen der Röhren nach Erreichung der gewünschten Tiefe. In einfachen Fällen genügt das Gewicht der stählernen Röhren, um die Reibung im Untergrund zu überwinden und sie zum Sinken zu bringen; unter Umständen wird man das Eigengewicht durch künstliche Belastung, z. B. Gusseisenstücke, vermehren.

In neuerer Zeit bevorzugt man schnellere Methoden, bei denen das Bohrrohr mit Hilfe von Schlagwerken gewaltsam in den Boden getrieben wird, ähnlich wie man dies beim Rammen von Spundwänden für den Kraftwerkbau in Birsfelden beobachten kann. Für die Förderung des verdrängten Materials stehen verschiedene Hilfsmittel zur Verfügung. Zu erwähnen sind die sogenannte Kernbüchse und die Klespumpe. Jene besteht aus einem mit einer Fangvorrichtung versehenem Rohrstück, das im Innern des Bohrrohres in den Untergrund getrieben, periodisch herausgezogen und entleert wird. Die Verwendung der

Kiespumpe

setzt wasserhaltiges Material voraus. In trockenen Schichten muss künstlich Wasser zugegeben werden. Sie besteht ebenfalls aus einem unten offenen Rohrstück, in dessen Innern ein Kolben auf und nieder bewegt werden kann. Durch diese Bewegungen wird Wasser mit losem Material, Kies und Sand, in das Rohr gezogen. Eine Bodenklappe



Rohrbrunnen in der Hard im Bau. Die Klappe ist hochgezogen und der Inhalt wird entleert. Photo Bertolf.

verhindert den Rückfluss des Materials. Abbildung 1 zeigt, wie eine solche Kiespumpe ihren Inhalt in einen Rollwagen abgibt. Die beiden genannten Hilfsmittel setzen voraus, dass der Untergrund aus relativ leicht beweglichem Material besteht, das ohne zu grosse Schwierigkeit gelöst und gefördert werden kann. Besteht das Material dagegen aus groben Blöcken, verkrümelten Kiesschichten oder gar aus kompaktem Fels, so lässt man einen schweren «Meissel» ins Bohrrohr sausen, mit dem man den Widerstand zu zerklüffeln sucht. In unsern Gegenden sind es besonders Nagelfluhbänke, die sich auf diese Weise unangenehm bemerkbar machen.

Das Herausziehen der Röhren

bleibt oft grössere Schwierigkeiten als das Heruntertreiben. Gerade in der Hard musste diese Erfahrung mehrmals gemacht werden; es kam sogar vor, dass die Bohrröhren dem Zug nicht standhielten und zerrissen. Die in Abbildung 2 bei einer andern Aufgabe gezeigten Press-Stempel dienen auch zum Herausziehen von Bohrröhren.

Im Gegensatz zum Sondierschacht erlaubt die Bohrung keine Besichtigung des Untergrundes an Ort und Stelle. Seine Beschaffenheit muss aus den geförderterten

Bodenproben

«übersetzt» werden. Natürlich versucht man, diese Proben in möglichst ungestörtem Zustande an die Oberfläche zu bringen; vollständig störungsfreie Entnahme ist jedoch ausgeschlossen. Immerhin lassen sich aus den Proben etwa folgende Daten ablesen: geologische Formation, Anteil an feinem und grobem Material, Mächtigkeit allfälliger Hindernisse, Uebergang von den trocken zu den wasserführenden

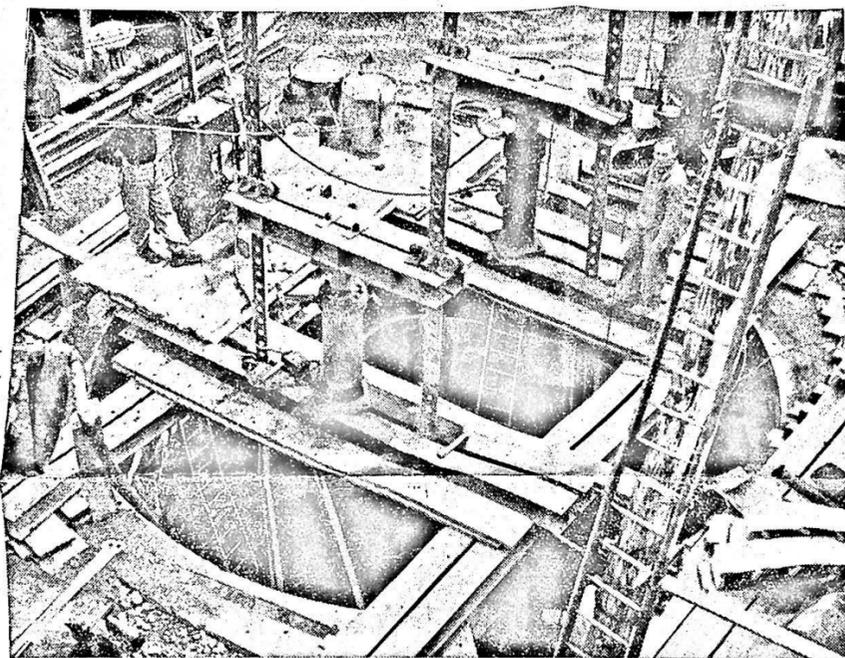


Abb. 2: Pumpwerk Auweg der Gemeinde MuttENZ. Rückzug des Caissons mittelst hydraulischer Pressen. Im 17 Meter tiefen Schacht befinden sich Rohre und Schleuse zum Einsteigen in den Caisson. Photo Bertolf.

den Schichten, Lage und Beschaffenheit des wasserundurchlässigen Untergrundes. Aus den letzten zwei Angaben kann die Spiegelhöhe und die Mächtigkeit des Grundwassers bestimmt werden. Es ist stets daran zu denken, dass die Lage des Wasserspiegels keine unveränderliche Grösse darstellt; der Spiegel kann je nach der Jahreszeit stark schwanken, oder er kann allenfalls durch benachbarte Pumpwerke bereits beeinflusst sein.

Indirekte Sondierungsmethoden

Neben diesen direkten Sondierungsmethoden gibt es auch noch indirekte, wie z. B. die elektrische oder die seismische. Im ersten Fall wird aus der Veränderlichkeit des elektrischen Widerstandes des Bodens auf dessen Formation geschlossen; im zweiten werden die durch eine Explosion erzeugten Erschütterungs-Wellen hierzu benützt. Beide Methoden sind aber für Detailaufschlüsse zu ungenau.

Rutengänger

Bekanntlich gibt es Leute, die behaupten, mit Hilfe einer Haselrute, einer Uhr oder eines Fingerringes unterirdische Wasseradern feststellen zu können. Ein Zusammenhang zwischen Untergrund und individueller Reaktionsfähigkeit ist erwiesen, jedoch haben zahlreiche Versuche gezeigt, dass die Auswertung dieser Reaktionen vorderhand noch zu keinen eindeutigen Ergebnissen führt.

Die Sondierung allein erlaubt noch keine Voraussage der Ergiebigkeit des Grundwasserstroms an der untersuchten Stelle. Hierzu ist ein

Pumpversuch

notwendig, d. h. eine dauernde Entnahme von Grundwasser und Beobachtung des Verlaufs der Spiegelschwankungen. Auch die Frage der bakteriologischen Reinheit und chemischen Beschaffenheit des Wassers kann nur auf Grund eines Pumpversuchs zuverlässig beantwortet werden.

Hat man mit Hilfe einer Reihe von Sondierungen den Verlauf des Grundwasserstromes erforscht, so kann man

die geeignete Lage für die Gewinnungsstellen

bestimmen. Man wird natürlich danach trachten, das Wasser dort zu gewinnen, wo die Aussichten auf Ergiebigkeit am günstigsten sind, d. h. dort, wo die Grundwasserlinie die grösste Tiefe aufweist und die Höhendifferenz zwischen Spiegel und Sohle daher maximal ist. Ferner wird man die Stelle wählen, dass keine Beeinflussungen durch eindringendes verunreinigtes Oberflächenwasser zu befürchten sind. Die Anlage sollte sich also möglichst weit von Siedlungen und allfälligen Infiltrationsstellen befinden. Ausserdem ist darauf zu achten, dass die Fassungstelle nicht im Einflussbereich von geologischen Formationen liegt, die eine ungünstige Wirkung auf die chemischen Eigenschaften des Wassers ausüben; beispielsweise durch übermässigen Salz- oder zu weit vom Ort des Wasserverbrauchs entfernt sein, damit die Kosten für den Bau der Leitungen in erträglichen Grenzen bleiben. Es ist selten möglich, eine Stelle zu finden, die alle diese Anforderungen erfüllt, und die Lösung besteht in der Regel aus einem Kompromiss.

Im Gebiet der Hard entwickelte sich die Kenntnis des Untergrundes wie folgt. Zwischen Grenzach und Birsfelden, d. h. auf etwa 3 km Länge, bestanden bis zum Jahr 1946 keine Aufschlüsse. Man nahm allgemein an, dass die in Grenzach erschlossene Grundwasserlinie dem Rheln folge und nördlich des Auhagens verlaufe. Sechs Sondierungen, die in den Jahren 1946 bis 1950 im Auftrag der Gemeinde MuttENZ im Hardwald ausgeführt wurden, ergaben das vom Geologen Dr. H. J. Schmassmann vermutete Resultat, dass die Rinne einen viel südlicheren Verlauf nimmt. Bohrungen, die der Kanton Basel im «Augut» ausführen liess, bestätigten dieses Ergebnis. Im Herbst 1950 begann das Wasserwerk Basel die Möglichkeit der Wassergewinnung in der Hard abzuklären und setzte die Sondierungen fort.

Der Verlauf des Untergrundes in der Hard ist sehr kompliziert. Trotz der grossen Zahl von Sondierungen ist die Topographie des Untergrundes noch ungenügend bekannt, im Gegensatz z. B. zu den vollständig erforschten, jedoch auch viel einfacheren Verhältnissen im Birstal unterhalb Angenstein. Auch in chemischer Beziehung sind die Verhältnisse kompliziert, und als weitere Unbekannte tritt der im voraus schwer abzuschätzende Einfluss des Rheinstaus durch das Kraftwerk Birsfelden hinzu.

Der dringende Wasserbedarf der Stadt und in geringerem Masse auch der Gemeinde MuttENZ machte es jedoch notwendig, schon vor der gänzlichen Abklärung der Verhältnisse einige Stellen als Gewinnungsstellen zu bestimmen. Sie sind in Abbildung 3 mit A, B, C und D bezeichnet, wobei A das im Bau begriffene Pumpwerk der Gemeinde MuttENZ, B-D Gewinnungsstellen des Wasserwerks Basel bedeuten.

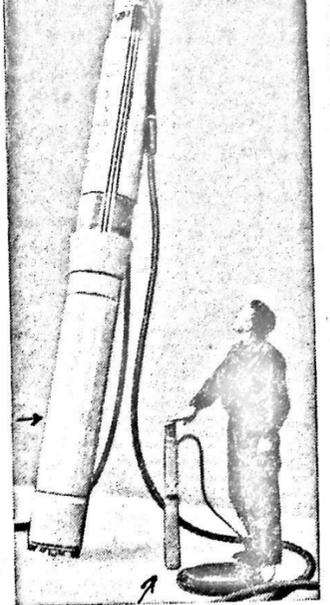


Abb. 9: Grösse Tauchpumpe «Pleuger-Hamburg» vor dem Abtransport nach Basel. Daneben eine sog. Hauswassertauchpumpe von kleinstem Format.

Arbeitskammer und Stelgschacht unter erhöhten Luftdruck, wodurch das Wasser bis auf die Tiefe der Schneide weggedrückt wird. Die Schleuse vermittelt den Verkehr mit der Aussenwelt; sie besitzt zwei Türen, so dass sie wechselweise mit der Arbeitskammer oder mit der freien Luft in Verbindung steht. Nun kann

durch fortgesetztes Untergraben der Schneide

der ganze Turm in den Untergrund versenkt werden. Das geförderte Material wird kübelweise in die Schleuse hochgezogen und periodisch nach aussen abgegeben. Da das Gewicht des Turms allein bald nicht mehr genügen würde, um den Auftrieb und die Reibung am Schachtmantel zu überwinden, wird der Hohlraum zwischen Stelgrohr und Aussenwand mit Ballastwasser gefüllt. Ist man auf dem undurchlässigen Untergrund angelangt, so beginnt man mit dem

Aufbau der Filterelemente.

Sie bestehen hier aus einzelnen segmentförmigen Betonhohlkörpern, die vom Maurer zu Ringen zusammengefügt werden. Der Raum zwischen Filter und Schachtwand wird wieder mit sauberem Kies ausgefüllt. Hat man bei der Absenkung Schichten durchfahren, aus denen die Entnahme von Wasser unerwünscht ist, so kann man statt der Betonhohlkörper vollwandige Betonelemente verwenden. Mit fortschreitender Aufmauerung wird der Turm mit Hilfe von Spindeln oder Pressen hochgezogen, derart, dass immer ein Arbeitsraum von genügender Höhe zur Verfügung steht. In Abbildung 2 sieht man die hydraulischen Pressen zum Ziehen des Turms bereit. Oberhalb des Grundwasserspiegels wird der Brunnen auf normale Weise aufbetoniert. Abbildung 5 zeigt den Tiefblick in einen derart aufgebauten Filter. Man erkennt die Betonhohlkörper mit den grossen Eintrittsöffnungen sowie die sie umgebende Kiesschicht.

Ein Vorteil des Verfahrens liegt darin, dass es einen genauen Einblick in die durchfahrenen Schichten gewährt und die Anpassung des Filteraufbaus an die getroffenen Verhältnisse ermöglicht. Das Verfahren erlaubt ohne weiteres, bis 15 m in das Grundwasser einzudringen; für noch grössere Tiefen werden besondere zusätzliche Schutzmassnahmen für die Arbeiter notwendig. Für Arbeiten unter Druckluft wird das Personal, an das grosse Anforderungen an Geschick und Ausdauer gestellt werden, stets besonders ausgesucht und einer ärztlichen Prüfung unterworfen.

Nach der geschilderten Methode wird das Pumpwerk der Gemeinde MuttENZ am Auweg (A) gebaut.

Eine etwas ungewöhnliche Ausgangslage wird dort dadurch geschaffen, dass die wasserführenden Kies-Sand-Schichten nicht auf undurchlässigem Fels aufrufen, sondern dass dieser selbst von wasserführenden Spalten und Klüften durchzogen

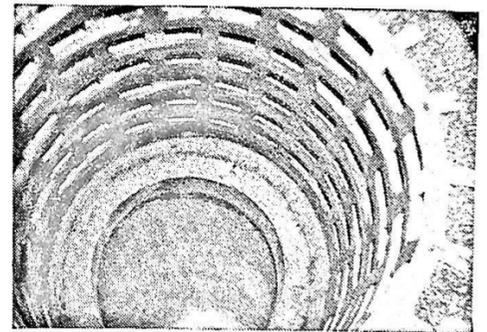


Abb. 5: Rohrbrunnen Auweg im Aufbau, im Caisson aufgenommen. Die Abbildung zeigt die aufgemauerten Filtersteine mit hinterfülltem Filterkies. Der untere, in den Fels abgeteufte Brunnen hat einen engeren Durchmesser als der obere Teil. Photo Max Meyer.

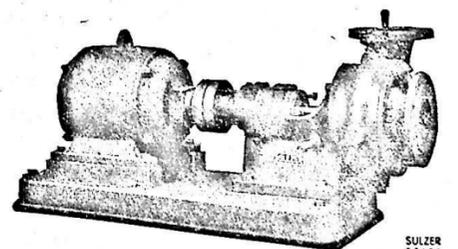


Abb. 7: Horizontalaxial Zentrifugalpumpe «Sulzer»

wird. Um den Andrang dieses Kluffwassers ebenfalls nutzbar zu machen,

musste der im Druckluftverfahren zu erstellende Brunnen mit Hilfe einer zweiten kleineren Arbeitskammer nach unten in den Felsen hinein verlängert werden.

Der Fels wurde mit Bohrhämmern abgebaut und zum Teil gesprengt. Der lichte Durchmesser des Brunnen beträgt im untersten Teil 1,40 m, im oberen Teil 2 m. In Abbildung 5 ist der Uebergang vom grossen auf das kleine Profil deutlich zu sehen. Der Grundwasserspiegel liegt an der Baustelle rund 17 m unter der Erdoberfläche, die Tiefe vom Spiegel bis zur Brunnensohle beträgt 14 m.

Die gesamte Höhe des Bauwerkes ist beträchtlich.

Die Gewinnung von Grundwasser

Um Grundwasser gewinnen zu können, muss die Bohrung zum

Brunnen

umgestaltet werden, das heisst, es ist dafür zu sorgen, dass das Grundwasser ständig und unbehindert in den durch die Bohrung geschaffenen Hohlraum eindringen kann. Solange das Bohrrohr im Hohlraum steckt, kann Wasser nur am offenen Fussende eintreten. Man ersetzt daher das vollwandige Bohrrohr durch ein rohrförmiges Element mit seitlichen Öffnungen, den sogenannten Filter. Dieses Element hat die Aufgabe, dem Wasser unbehindert Zutritt in den Hohlraum zu gewähren, gleichzeitig aber auch den Hohlraum vor dem Einsturz zu sichern und das Eindringen von Sand und Steinen zu verhindern. Kleinere Filterelemente bestehen aus längsgelochtem, verzinktem Blech oder rostfreiem Stahl, grössere Elemente können aus Gusseisen, Steinzeug oder Beton hergestellt werden. Der ringförmige Hohlraum zwischen Filter und Wandung der Bohrung wird mit besonders ausgesuchtem gewaschenem Kies ausgefüllt.

Pumpt man nun aus dem durch den Filter gebildeten Hohlraum das Wasser dauernd weg, so entsteht im Grundwasser ein gegen den Brunnen gerichtetes Spiegelgefälle und dadurch ein dauernder Zufluss. Nach einiger Zeit stellt sich für jede beliebige Fördermenge der sogenannte Beharrungszustand ein.

Der Durchmesser eines Brunnen

wird gegeben durch die Forderung, dass die Eintrittsgeschwindigkeit des Wassers bei grösster Pumpenleistung ein bestimmtes Mass, etwa 2 bis 3 mm/Sek. nicht überschreiten darf. Mit wachsender Geschwindigkeit besteht die Gefahr, dass feiner Sand in den Brunnen gelangt und diesen in kurzer Zeit unbrauchbar macht. Bei gegebener Entnahme ist die Eintrittsgeschwindigkeit umso kleiner, je grösser der Brunnen ist. Während man sich für Sondierbohrungen mit Durchmessern von etwa 15 bis 40 cm begnügt, erfordert ein Brunnen für grösseren Wasserbezug einen Durchmesser von 80 cm bis 2 m. Für Brunnen von der untern Grössenordnung kann das für Sondierungen geschilderte Bauverfahren angewandt werden. Für grössere Brunnen ist das Druckluftverfahren zweckmässiger, das nachstehend beschrieben werden soll.

Der Bau eines Brunnen

(Abbildung 4)

Zunächst wird ein genügend weiter Vorschacht bis auf den Grundwasserspiegel ausgehoben. In diesem Schacht wird ein Caisson, d. h. ein Turm aus eisernen Röhren von 1,20 bis 3 m Durchmesser aufgebaut. Das unterste Rohr bildet die

Arbeitskammer.

Sie ruht auf der sogenannten Schneide und ist nach unten offen. Ein besonderer Stelgschacht im Innern des Turms verbindet die Arbeitskammer mit der sog. Schleuse. Würde man nun ohne besondere Massnahme versuchen, in der Arbeitskammer nach unten zu graben, so wäre der Wasserandrang auf der Sohle bald so gross, dass man die Arbeit einstellen müsste.

Sie übersteigt die halbe Höhe der Basler Münster-türme.

Abbildung 6 zeigt einen Schnitt durch das Bauwerk.

Die Fassungen B, C und D

des Wasserwerks werden vorläufig nur provisorisch ausgebaut.



Abbildung 8: Bohrlochpumpe 'Sulzer', wie sie im Pumpwerk Auweg eingebaut werden.

An allen Stellen werden Schächte bis auf den Wasserspiegel ausgehoben und hierauf grosskalibrige Bohrungen bis auf den Fels vorgetrieben.

In die Bohrungen B und C wurden bereits Filterrohre von 90 cm Durchmesser eingesetzt, so dass diese Stellen für eine provisorische Wassergewinnung vorbereitet sind.

Die Förderung von Grundwasser

Mit dem Bau von Brunnen ist die Aufgabe der Grundwassergewinnung noch nicht gelöst. Das Wasser muss noch an die Oberfläche gefördert und dem Leitungsnetz des Verbrauchers zugeführt werden.

Bei der Projektierung dieser Anlagenteile ist es oft sehr schwer, Grösse und Leistung der Pumpe zu wählen, bevor die Leistungsfähigkeit des Brunnens bekannt ist. Wohl wird im Verlauf der Voruntersuchungen in der Regel ein Dauerpumpversuch durchgeführt, meist jedoch aus einer relativ kleinkalibrigen Bohrung, so dass man aus technischen Gründen das Maximum der Erzielbarkeit des Grundwasserstroms gar nicht erreichen kann. Ist dann der endgültige Brunnen gebaut, so ist es meist zu spät, um nochmals einen probeweisen Pumpbetrieb durchzuführen. In diesem Zeitpunkt müssen die definitiven Pumpen schon längst bestellt sein, wenn man den Brunnen nicht noch wochenlang brach liegen lassen will. Man hilft sich so, dass man aus dem Verlauf des «kleinen» Pumpversuchs Schlüsse auf den Verlauf des «grossen» zieht; ein Verfahren, das immer etwas problematisch ist. So sind auch bis jetzt die für die Hard-Pumpwerke zu erwartenden Leistungszahlen erst indirekt aus dem Verlauf begrenzter Pumpversuche bekannt. Diese Versuche, die bisher an zwei

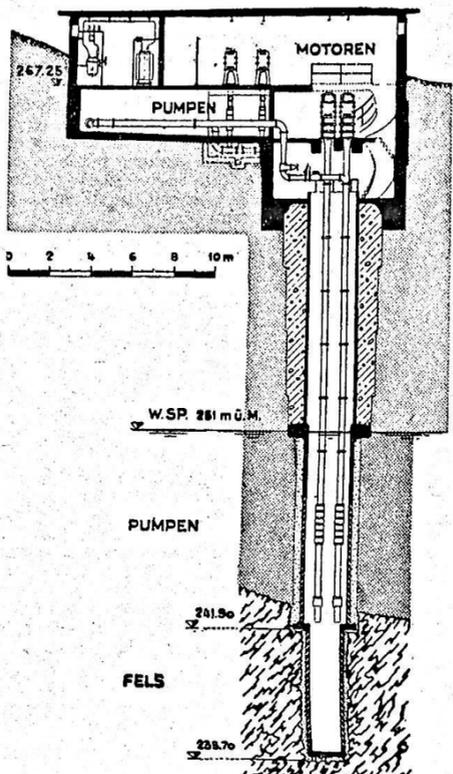


Abbildung 6: Schnitt durch das zur Zeit in Bau befindliche Pumpwerk Auweg der Gemeinde Muttens. Der Schnitt zeigt den ca. 15 Meter tiefen aus Filterelementen aufgebauten Brunnen, die für die Basler Wasserversorgung vorgesehenen Bohrlochpumpen und die Druckerhöhungspumpen für die Gemeinde Muttens. Im Pumpwerk befindet sich eine eigene Transformerstation.

Gewinnungsstellen durchgeführt werden konnten, ergeben je etwa 80 Liter pro Sekunde bei relativ geringer Absenkung, so dass die Anlange einer Leistung der fertigen Brunnen von 200 Liter pro Sekunde oder mehr gerechtfertigt erscheint.

Es würde viel zu weit führen, alle mechanischen und elektrischen Einrichtungen zu besprechen, die zum Betrieb eines Pumpwerks nötig sind. In der Regel werden solche Pumpwerke automatisch, d. h. ohne ständige Bedienung betrieben, was ausgedehnte Schalt- und Sicherungseinrichtungen erfordert. Es sollen hier nur noch einige Bemerkungen über die wichtigsten Pumpenarten folgen.

Die horizontalachsigte Zentrifugalpumpe

(Abbildung 7) ist schon seit Ende des letzten Jahrhunderts bekannt. Sie hat gegenüber der viel älteren Kolbenpumpe den Vorzug, dass ihre Drehzahl sehr gut mit derjenigen der gebräuchlichen Elektromotoren übereinstimmt. Meist wird sie mit dem Motor zusammen auf einem gemeinsamen Fundamentrahmen gebaut. Sie ist einfach und billig; sie hat jedoch den Nachteil, dass der senkrechte Abstand zwischen gemeinsamer Pumpen- und Motorenachse und Wasserspiegel theoretisch 10 m, praktisch etwa 8 m nicht übersteigen kann. Da diese Eigenschaft der beschränkten Saughöhe auf einem physikalischen Gesetz beruht, ist sie unabänderlich. Sie fällt besonders dann lästig, wenn der Grundwasserspiegel sehr tief unter der Erdoberfläche liegt, weil der Pumpenraum dann ebenfalls tief zu liegen kommt, oder wenn der Grundwasserspiegel starken Schwankungen unterworfen ist.

Die Bohrlochpumpe

vermeidet diesen Nachteil dadurch, dass Pumpe und Motor räumlich getrennt werden. Die Pumpe ist so ausgebildet, dass sie direkt ins Wasser getaucht werden kann, so dass sie praktisch überhaupt keine Saughöhe zu überwinden hat. Der Motor kann in beliebigem Abstand darüber, gut zugänglich und vor Überflutung geschützt, aufgestellt werden. Pumpe und Motor sind durch eine gemeinsame vertikale Antriebswelle, die innerhalb der Förderleitung verläuft, verbunden. Abbildung 8 zeigt einen solchen Pumpentyp in der Ausführung Sulzer-Winterthur. Das Pumpwerk am Auweg wird mit derartigen Pumpen ausgerüstet; der Brunnen ist gross genug, um drei derartigen Pumpengruppen Raum zu bieten.

In neuester Zeit zeigt sich die Tendenz, Pumpe und Motor wieder räumlich zu vereinigern um die lange Antriebswelle zu vermeiden. Damit der Vorteil der tief liegenden tauchenden Pumpe nicht verloren geht, wird auch der Motor wasserdicht ausgebildet und in den Brunnen getaucht. Aus praktischen Gründen wird der Motor sogar noch

unterhalb der Pumpe angebracht. In Abbildung 9 sind zwei derartige Tauchpumpen vom Typus «Pleuger-Hamburg» dargestellt. Der grosse Typ leistet etwa 100 Liter/Sekunde, der kleine 1/2 Liter/Sekunde. Diese Pumpenart erfordert gar kein eigentliches Pumpwerkgebäude mehr,

auch ist ihr Platzbedarf minimal, so dass sie sich für Bau- und Versuchszwecke sehr gut eignen. Ob sie die bewährten Bohrlochpumpen mit hochliegendem Motor zu verdrängen vermag, kann heute noch nicht gesagt werden, da über die Tauchpumpen, wenigstens in der Schweiz, noch zu wenig Erfahrungen bestehen.

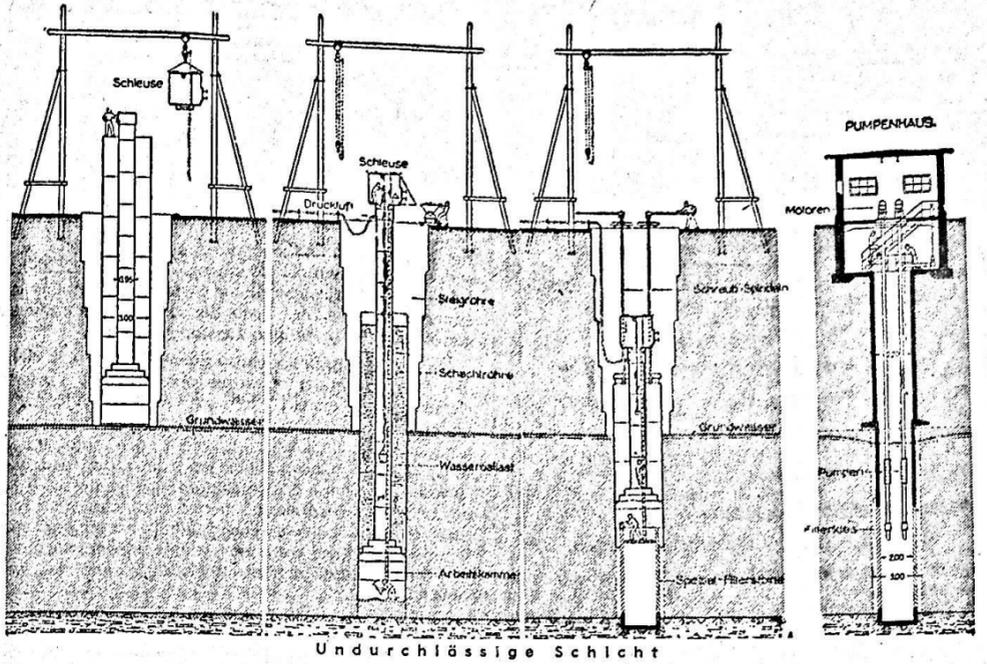


Abbildung 4: Schematische Darstellung des Vorgehens beim Erstellen eines Rohrbrunnens mit zwei Meter lichter Weite.

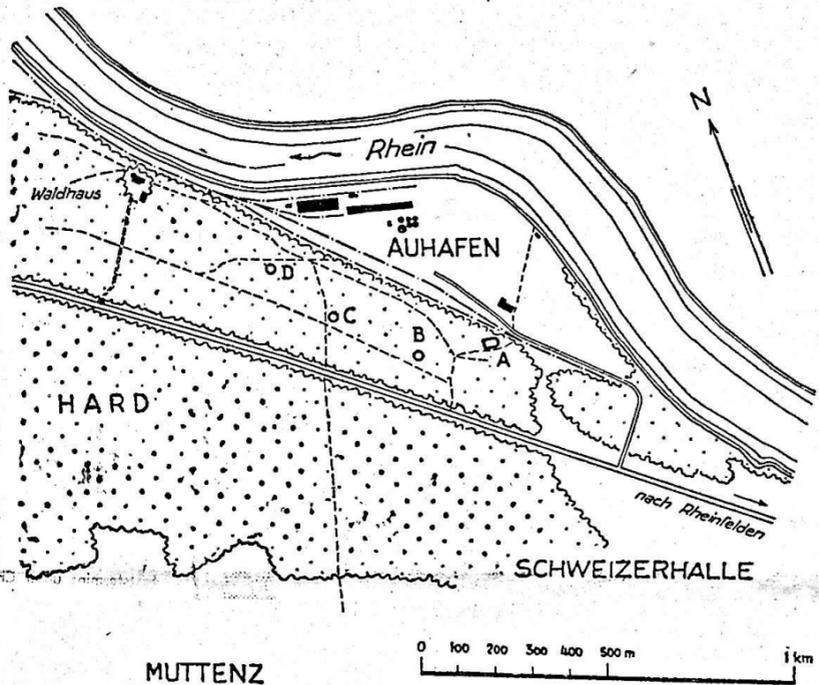


Abbildung 3: Situation der Bohrstellen des Wasserwerkes Basel (B, C, D) und des Pumpwerkes Auweg (A) der Gemeinde Muttens

Bestattungs-Anzeigen

Zimmermann, Margaretha, Packerin, französische Staatsangehörige (Oetlingerstr. 47). Wurde bestattet.

Balzarini-Della Valle, Claudina, Gattin des Onorato Balzarini, gew. Erdarbeiter, italienischer Staatsangehöriger (Chauffeur, Nr. 34). Stille Bestattung: Donnerstag, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kotter-Bauhart, Emil, gew. Buchhalter, von Basel (Wettsteinallee Nr. 101). Stille Bestattung: Donnerstag 10 Uhr, Friedhof am Hörnli (Kremation).

Zanger-Schilling, Marie, Gattin des Reinhard Zanger, Chauffeur, von Basel (Aeschenvorstadt 15). Stille Bestattung: Donnerstag, 11 Uhr, Friedhof am Hörnli (Kremation).

Bauhart-Schmid, Paul, Kaufmann, von Basel (Kluserstrasse 2). Bestattung: Donnerstag 14 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Herrlich-Gaubatz, Theres, Gattin des Jakob Herrlich, Schuhmachermeister (Paracelsusstrasse 22). Stille Bestattung: Donnerstag, 14 Uhr, Friedhof am Hörnli (Kremation).

Stoerr-Hausmann, Alfred, Kino-Operateur, von Basel (Gundelingerstrasse 461). Stille Bestattung: Donnerstag 15 Uhr, Friedhof am Hörnli (Kremation).

Kunz-Welbel, Franziska, Gattin des Joseph Kunz, gew. Strassenwart, v. Basel (Bachburgerstrasse 12). Stille Bestattung: Donnerstag 15 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lotze-Vogt, Gustav, Schweizer, von Ba-

Verkaufen

Gute Gelegenheit **Underwood Royal Remington** etc. u. div. andere 175.—, 150.—, 135.—, 85.—
Ferner viele neuwertig und neue kleine und grosse Modelle mit Garantie à Fr. 285.—

Karger & Co.
Tel. 4 40 93
Schiffmände
1175 2

Anzahlung
nehmen wir Ihre gebrauchten Möbel bei Neuanschaffungen Rest auf Wunsch mit Zahlungs-erleichterung

Jaermann
JAERMANN-MÖBEL AG.
Nouvenstrasse 37
Bl. 5301/51

Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der Rasiercremen!

Neuer Bestandteil in Williams Rasier-Seife erhält Ihre Haut jung und frisch.

Seit langen Jahren weiss die Wissenschaft, dass das tägliche Schaben und Kratzen durch die Rasierklinge der Haut keineswegs zuträglich ist: es reißt die Haut auf, macht sie rau und lässt sie alt erscheinen. Seit Jahren suchten die Spezialisten von Williams nach einem Mittel, um diesen Nachteil zu beheben. Nun ist es ihnen gelungen, die berühmte Rasiercreme Williams so zu vervollkommen, dass sie nicht nur das stärkste Barthaar spielend aufweicht, sondern Ihre Haut zugleich jugendlicher und geschmeidiger macht. Diese Wirkung beruht auf einem neuen Bestandteil,

nommen wie die neue Williams-Crème. 251 Hautspezialisten, welche sie persönlich ausprobierten, bezeichneten die Beigabe von Lanolin-Extrakt als einen bedeutenden Fortschritt. Von nun an werden Sie — jedesmal, wenn Sie sich mit Williams einseifen — Ihre Gesichtshaut von der Beigabe von Lanolin-Extrakt profitieren lassen. Und je länger Sie das tun, desto deutlicher werden Sie die günstige Wirkung erkennen.

Probieren Sie die neue Williams beim nächsten Rasieren!

Das Rasieren geht leichter, schneller und gründlicher vor sich, Ihre Haut wird geschont und Ihr Aussehen gewinnt. Williams ist die einzige Rasiercreme, die Lanolin-Extrakt enthält.

MALEX

während Grippe und Influenzaperioden

Zu verkaufen wegen Abreise ins Ausland

Cabriolet Studebaker

Commander Mod. 1948, 18 PS, Schnellgang, Heizung, 40,000 km, fahrbereit, Steuer u. Versicherung bis Ende 1951 bezahlt, in sehr gutem Zustand, Preis Fr. 11,000.—, Auskunft erteilt: Tel. (061) 2 19 70.

Zu verkaufen Mappe mit 60 Blättern

Meisterwerke der schweiz. Glasmalerei

herausgegeben vom Historisch-antiquarischen Verein Winterthur. Anfragen an Telefon 5 65 39, nachmittags. 52874

Kapitalien

Teilhaber(in) gesucht mit **Fr. 30 000.—**

für chem.-techn. Produktion, aktiv oder passiv. Absolut seriöse Sache, 20—30% Gewinnanteil und später eventl. Übernahme des Geschäftes. — Offerten unter Chiffre OFA 1014 B an Orell Füssli-Annancen Bern

Vergleichnis schattenswerter Gebäude.

M u t t e n z . v. C. A. Müller, Sekr. der 1.
Basler Denkmalpflege v. Aug. Sepp
1951

Von den Dörfern im untern Baselbiet ist Muttens unzweifelhaft in Lage, Anlage und Charakter seines Ortsbildes bis heute das markanteste geblieben. Am Ausgang eines kleinen Juratals, das sich mit einer "Bucht" ~~gegen~~ zwischen Wartenberg und Rütihard gegen die Rheinebene öffnet, geschützt gelegen, weist es neben diesem landschaftlichen Vorzug auch kunsthistorische und baugeschichtliche Werte auf, die ihm eine Sonderstellung zuweisen.

Den Kern bildet die alte Kirchenburg, die sich den kleinen Talbach zum Schutze vor den Mauern herumfließen liess. Sie steht genau dort, wo das ~~Tälchen~~ von Süden kommende Tälchen endet und die Ebene beginnt. So war es möglich, die rings um die Kirche stehenden Häuser fernzuhalten, doch so, dass diese noch auf gleicher Höhe mit der Kirche liegen.

Vom Kirchplatz aus strahlen nun die Gassen nach fünf Seiten aus. Die beiden längsten Gassenzüge gehen begrifflicherweise als Bachzeilen dem kleinen Wasserlaufe nach, einmal als "Oberdorf" und dessen Fortsetzung, die Gempengasse ins Tal hinein und aufwärts, zum andern nordwärts in gerader Richtung in die Ebene hinaus als Hauptgasse, die ihren Namen wirklich verdient, denn sie weist eine Stattlichkeit auf, wie selten eine Dorfgasse. Oberdorf und Hauptgasse haben ihre ansehnliche Breite durch den einst mitten drin offenfließenden Dorfbach gewonnen, der heute zugedeckt ist. Wohl erinnern die beiden Gassen etwas ans Elsass; aber hier stehen die Häuser selten mit dem Giebel gegen die Gasse, sondern zeigen ihre Traufseite. Dabei sind sie aber gestaffelt, sodass eine recht lebendige Linie entsteht. Vom Kirchplatz zweigen ausser diesen beiden Hauptgassen ferner ab: nach Westen die Baselgasse, die durch das Pfarrhaus an der Ecke zur Hauptgasse ihren besondern Akzent erhält, und die Geispelgasse, die rasch gegen Süden ansteigt, und die Burggasse, die nahe dem Südtor der Kirchenburg ostwärts abweigt und gegen den Wartenberg ansteigt.

Der ganze Grundriss des Dorfes sieht aus, als ob er nach bestimmten Regeln angelegt worden wäre. Die Anlage hat sehr viel Ähnlichkeit mit Kolonisationsdörfern der frühen deutschen Zeit, etwa mit dem weitabgelegenen Marktflecken Kohlberg in der bayrischen Oberpfalz (Kunstdenkmäler Bayern. Oberpfalz. Bezirksamt Neustadt a. W. N. S. 62), der fast in gleicher Weise um von einer Kirchenburg ausgeht.

Bis vor zum Jahre 1920 blieb Muttens, das stadtnahe Dorf, in seiner kleinen Bucht wohl verwahrt, überwacht von den drei Burgruinen auf dem Wartenberg. Die durchgehende Strasse zog an den letzten Häusern der Hauptgasse aussen am Dorfe vorbei. Draussen in der Ebene fanden sich ausser den wenigen Häusern an der Bahnstation keine Bauten. Tatsächlich endete der Blick an den Waldrändern der Hardt. Schlagartig setzte dann eine ungeahnte Entwicklung ein, die das weite Gelände zwischen dem Dorf und der Stadtgrenzen hin zur Birs und zur Hardt, vollkommen mit Beschlag belegte.

1919/20 entstand, scheinbar in weiter Entfernung, die Kolonie Freidorf. Seit 22. Januar 1921 fährt die Ueberlandbahn von St. Jakob nach Muttens. In den folgenden Jahren wurde der grosse Rangierbahnhof erbaut. Dies alles zog neue Bauten, Wohnhäuser und Fabriken nach sich. Und bald sieht sich das alte Dorf von dem Betrieb in der Ebene überflügelt und in den Winkel gedrängt.

Leider hat die Bautätigkeit auch den Abhang zwischen Dorf und Wartenberg ergriffen. Die Rebberge müssen stets mehr und mehr weichen. Die alte Beziehung zwischen dem Dorf mit seiner Kirchenburg und dem Berg mit seinen Höhenburgen ist zerrissen. Leider kann dies nicht mehr gut gemacht werden. Es sollte aber wenigstens streng darauf gehalten werden, dass die dort erstellten Häuser nicht zu sehr in die Höhe schiessen, damit sie, bald mit dem Grün der Gärten verwachsend, sich dem sanften Hang etwas einfügen.

Besonders schützenswert ist der Charakter des Kirchplatzes und der einmündenden Gassen. Man kann nur wünschen, dass dieses markante Bild, das durch die Eindeckung des Baches wohl etwas verloren hat, wenigstens in seinem jetzigen Zustande nach Möglichkeit der Nachwelt erhalten bleibe.

Kirchplatz.

No 1 I Reformierte Kirche. Selten gut erhaltene Kirchenburg mit hoher Ringmauer und zwei Tortürmen. Von innen an den Bering angebaut das Beinhaus mit zum Teil wertvollen Wandbildern. Die zum grossen Teil romanische Kirche steht frei im Kirchhof. Der überaus stattliche Turm an der Nordseite, ursprünglich zu Verteidigungswecken dienend, bis zum 17. Jahrhundert mit Satteldach. Neues Vordach an der Westseite.

(Kirchplatz).

- No 5 III Kleineres barockes Haus, anschliessend an das neue Gemeindehaus (No 3). Mit Stichbogenfenstern und Schluss-Steinen. Rechteckiges Scheunentor. Nicht unter besonderen Schutz zu nehmen, sondern nur im Gesamtaspekt des Platzes von Bedeutung.
- No 6 III Kleineres Haus in schlichten Formen, Mitte 19. Jahrhundert. An das vorige angebaut, am kurzen Seitengässchen gegen den Friedhof.
- No 7 III Gasthof zum Rebstock. Zweigeschossig, schlicht. Breitgelagert, mit zwei Teilen. Guter Wirtshausschild.
- No 8 III Zweigeschossig, noch mit spätgotischen Fenstern. Tür spätklassizistisch. Rundbogentor zum ehemaligen Stall.
- No 9 III Schmales zweigeschossiges Häuslein, rechts Wohnteil, links ehemaliger Stall mit Rundbogentor ~~an-der~~ zur Scheune, am Scheitel datiert 1691. Nicht in besonders gutem Zustand; kann nicht unter besonderen Schutz genommen werden.
- No 10 III Südlich an den Bering der Kirchenburg angebautes, wohl gotisches Häuschen.

Am ~~Süd-~~östlichen Bogen des Kirchplatzes finden sich fast keine unversehrt erhaltenen Häuser mehr. Die meisten umgebaut und verändert. Die beiden Schlachthäuslein sollten unbedingt verschwinden!

- No 12 - Zweigeschossig, stark verändert.
- No 13 - " "
- No 16 - Kirzlich um ein Stockwerk erhöht.
- No 17 III Barockes Haus mit rundbogigem Scheunentor und Rundbogen-Stalltür. Ueber dem Stallteil Dach weit vorstehend.
- No 18 III Stattliches hohes Haus, mit gotischem Giebel gegen Süden. Am mächtigen Scheunentor Datum 1745 HD. Im Wohnteil noch gotische Rundbofentür und im 1. Stock gotisches Fenster. Der Wohnteil jedoch um 1915/18 umgebaut und mit Erker und Giebelvorbau versehen. Am Stallteil weit vorstehendes Dach.
- No 19 III Zurückstehendes, schlichtes Bauernhaus, mit Rundbogentor. Dach springt beim Stallteil ebenfalls weit vor.
- II Brunnen vor dem nördlichen Torturm der Kirchenburg. Stock mit Pyramide und Eichel. Grosser Trog.

Oberdorf.

- No 2 III Mit den beiden folgenden Häusern No 4 und 6 zusammen eine reizvolle Gruppe, vom jetzt zugedeckten Bach zurückstehend. Scheunentor rundbogig, datiert 1733. Kellereingang rundbogig, gotisch.
- No 4 III Mit prächtigem dreiteiligem Fenster, mittlerer Teil erhöht. Ende 16. Jahrhundert.

(Oberdorf)

- (No 4) Rundbogiges Scheunentor, mit Datum 1684.
- No 6 III Mit den beiden vorgenannten Häusern prächtige Gruppe. Torbogen mit Schlussstein 1820, Wohnteil auch aus dieser Zeit, doch Stallfenster noch gotisch.
- No 8 III Barockes Haus. Mit Stichbogentor. Links davon neue Fenster für Werkstatt anstelle des Stalls.
- No 5 III Schmales gotisches Häuschen. Gegen die Strasse nur je ein Fenster in den beiden Geschossen. Eingang an einem schmalen Seitengässchen.
- No 9 III Interessantes Haus neben dem kleinen Seitengässchen. Rundbogige Stalltür. Scheunentor stichbogig aus Holz. Schmales Wohnteil mit dreiteiligem gotischem Fenster im Erdgeschoss. Weit vorspringendes Dach. Vor dem Wohnteil Kellerabgang zu Rundbogentür. Am Kellerfenster Datum 1688. Das Haus gut instandgehalten und sauber!
- No 13 III Mit gotischen Fenstern im oberen Geschoss, eines über der Tür.
- No - II Brunnen bei No 14. Barock. Mit Pyramide auf Stock und grossem Trog. In schlechtem Zustand.
- No 15 III Mit schönem Giebel gegen Süden. Gotische Fenster.
- No 3 - No 15 bilden eine Gruppe Häuser, die in ihrem Charakter noch recht gut erhalten ist.
- No 25 - Altes Haus, mit gotischem, in der Mitte überhöhtem Fenster im Erdgeschoss. Völlig verwahrlost (an Junggesellen -Italiener ? - ausgemietet). Kann nicht mehr unter Schutz genommen werden!
- No 28 - Mit gotischen Fenstern in den beiden untern Geschossen. Zweites Obergeschoss um 1860 aufgesetzt. Rechts unschöner Vorbau. Kann der gotischen Fenster wegen allein nicht unter Schutz genommen werden!
- No 30 - Mit dem Giebel gegen die Strasse. Gegen Norden altes Vordach. Stall gegen die Bergseite. An einem Stichbogenfenster des ersten Stocks 1810, an der Tür gegen die Strasse 1847. Unschön daran angefügt das Haus No 32. Kann nicht mehr unter Schutz genommen werden !
- No 34 III Noch ursprünglich in seinem Garten stehendes Haus. Mit schöner, weit vorspringender Laube an der Nordseite. Hier auch breite Strabepfeiler des Wohnteils. Im Erdgeschoss gegen die Strasse dreiteiliges gotisches Fenster. Stallteil weniger wertvoll.
- Brunnen bei No 34. In schlechtem Zustand. Trog neu.

Hislimattstrasse.

Zweigt zwischen No 34 und 42 vom Oberdorf ab, um an der linksseitigen Halde entlang anzusteigen.

- No 2 - Mit einer Bohle an No 34 angebaut. Alt, mit gewissen Charakterzügen, doch verwahrlost, verbaut.

Gempengasse.

Der obere, ansteigende Teil des "Oberdorfs" trägt den Namen "Gempengasse" (die Hausnummer laufen jedoch weiter).

Der Gesamtaspekt der ansteigenden Gasse am Hang, mit der charakteristischen Staffelung ist wertvoll. Die Häuser sind alle um 1820-1840 entstanden, wohl für Tagelöhner und Rebarbeiter. Zwischen den Häuser No 33-37 und No 42-44 bildet die Strasse eine starke Enge. Weiter oben nur noch auf der Aussenseite des Hanges Häuser. Die ganze Gasse sollte in ihrem Charakter bewahrt werden (III).

No 48- 72 III

No 56 II Brunnen, gegenüber No 56, in den Berghang hineingesetzt. Mit Eichel auf Stock.

Burggasse.

Schöne Gesamtaspekte, die zu erhalten sind.

- No 1 III Stattliches Haus an der Ecke gegen den Kirchplatz. Mit Krüppelwalm gegen Westen. Grosse Freitreppe gegen die Burggasse und schlichtem spätclassizistischem Portal. In neuerer Zeit etwas zu kühl gestrichen. Stall an der Burggasse jetzt in Werkstatt verwandelt.
- No 3 III Handlung B.Meyer-Straub. Einfaches Haus aus Barockzeit. Stallteil mit höherem Fürst und grossem Tennistor. Stalltür rundbogig.
- No 7 III Heimeliges Häuschen, in die Gasse vorstehend, mit Rebenranken, von Kupfervitriol die Wände verfärbt. Unten gotische Fenster. Nicht besonders zu schützen!
- No 9 II Brunnen mit stattlichem Stock (Pyramide) und langem Trog.
- No 17 III In weitem Abstand von No 11 folgt an der linken Gassenseite dieses mit weiter Sicht begabte Haus. Gotisches Fenster im Erdgeschoss des Wohnteils, datiert 1707 HMO.

(Rechte Seite:)

- No 22 III Schönes Barockhaus mit gutem Wohnteil und grossem Scheunentor 1795 HL
- No 20 III An der Ecke zur Rebasse. Stattlicher Kiebel; hier im Obergeschoss gotische Fenster. Nach der Bergseite Anbau aus barocker Zeit. Scheunentor gegen die Burggasse rechteckig, einfach.
- No 10 III Haus, sauber gehalten. Noch von Bauer bewohnt. Zurückstehend hinter No 12. Im Winkel zu diesem Haus schöne nachgotische Tür mit Oberlicht. Grosses rundbogiges Scheunentor.
- No 2 II Gasthof zum Schlüssel. Dreigeschossiger gotischer Bau, streng geordnete Fenstereinteilung: je zwei grössere in der Mitte, links und rechts aussen schmale Fenster; in der linken Achse der schmalen Fenster die Tür, rundbogig. Rechts Eckpfeiler. Darüber der schöne Wirtshauschild. Stallteil leider äusserst hässlich zu Wohnzwecken umgebaut.

Geispelgasse.

Die Gasse, südwestlich vom Kirchplatz abzweigend und steil ansteigend, vermittelt einen wertvollen Blick auf die alte, von der Ringmauer umschlossene Kirchenanlage. Allein von hier aus ist das Schiff des Gotteshauses zu erblicken.

- No 3 - Kleineres gotisches Haus am Berg. Mit Rundbogentür zum Keller. Darüber gotisches Fenster in einzigen Wohngeschoss. Stark verwehrt. Kann daher nicht unter Schutz gestellt werden.
- No 6 III Schönes barockes Bauernhaus, schräg zur Strasse gestellt. An der Eckkante 6 "Rundböden". Scheunentor mit Schlussstein und Kämpfer. Grosse Stallung gegen die Nordseite.
- No 8 - Haus von 1850, mit kurzem Stallteil. Tor mit flachem Bogen, Scheitel und Kämpfer, darüber Halbrundfenster.
- II Brunnen, mit schönem Stock (Michel) und Trog.

Der obere Teil der Gasse besteht aus ganz einfachen Tagelöhner- und Kleinbauernhäuschen. Wenig wertvoll, doch interessant in der Staffelung.

- II Brunnen zu oberst bei der Teilung der Wege. Von grosser Höhe überschattet. Grosse Becken und guter Stock.

Baselgasse.

Zweigt westwärts vom Kirchplatz ab.

- No 1 - Vor einem Barockbau, der einst die Ecke zum Kirchplatz bildete, wurde um 1870 das Restaurant zur "Bierhalle" gesetzt. Dieser Bau sollte in seinen Proportionen nie verändert werden, da er die wichtigste Stelle im Ortsbild einnimmt. Gegen die Baselgasse noch eine heimelige Barockklaub.
- No 3a - Hässlicher vorspringender Holzschopf. Sollte verschwinden. Abbruch geplant?
- No 8 III Noch gut erhaltenes Bauernhaus, gegen die Strasse vorstehend. Wohnteil mit drei Fensterachsen und 1 Achse Zubau gegen Osten. Rundbogentor an Scheune datiert H 1685 D. Stalltür rundbogig.
- No 17 III Kleiner zweigeschossiger Bau, datiert 1850.
- III Brunnen, nicht mehr besonders gut erhalten. Trog in besonders schlechtem Zustand.

Im äusseren Teil der Baselgasse eine Reihe von einfachen Kleinbauernhäusern, zweigeschossig, mit kleinen Stallteilen.

- No 20 III No 20/22 zusammengebaute einfache Häuschen.
- No 22 " No 22 mit stattlichem Giebel gegen den Tubhusweg.
- No 23 "
- ES 25 "
- No 29 "
- No 31 II Charaktervolles Bauernhaus mit stattlichem Stein-

(Baselgasse)

- (No 31) giebel gegen Osten zum kleinen Seitenweg. Hier rundbogige Eingänge unter Laubenvorbau mit Holzterrasse.
An der Traufseite gegen die Strasse dreiteilige gotische Fenster, Mittelteil überhöht.
- II Brunnen. Ganz besonders bemerkenswerter Brunnstock, von Ende des 18. Jahrhunderts, grosser-Trog, rechteckig.

Vom Ende der Gasse, an der noch kaum neue Häuser anschliessen, schöner Blick nach dem Kirchturm und dem Turm der mittleren Ruine auf dem Wartenberg. Sollte möglichst bewahrt bleiben.

Hauptstrasse.

Führt in stattlicher Breite und Länge vom Kirchplatz nordwärts, dem heute verdeckten Dorfbach zu beiden Seiten entlang.

Westliche Seite:

- No 1 I Pfarrhaus. An der Ecke zur Baselgasse. Gotisch, mit Spitzgiebel gegen den Kirchplatz. Hier Klebdächlein, darunter ~~der~~ ein vierteiliges Fenster. Rundbogentür mit Datum 1554, daneben vergitterte Fenster. Auch an nord- und Südseite gotische Fenster. Nach Westen in barocker Zeit erweitert. Hier auch Krüppelwalmgiebel.
- No 3 III Altes Gemeindehaus, dreigeschossig, unter Walmdach. Spätbarock. Gegen die Strasse hüsslicher Vorbau.
- No 17 III Bauernhaus. Etwas schräg zur Strasse gestellt, da die Staffelung eine langsame Verengung der anfangs ~~der~~ sehr breiten Hauptstrasse bezweckt.
Mit grossem rundbogigem Scheunentor und einfachem Stallteil. Wohnteil südlich mit Barockfenstern und grossem Giebel.
- No 19/21 III Spätgotisches Bauernhaus (nicht mehr als solches benützt). Rundbogiges Scheunentor. Dach über Stallteil weit vorspringend, mit Stützen.
No 21 (Restaurant zum "Salmen" jetzt mit No 19 zusammengefügt. Die Wirtschaft erneuert. Doch im Charakter gut.
- No 25 III Mit Freitreppe zur oberen Laube. Stall noch benützt. Der Staffelung wegen wieder weiter von der Strasse zurückstehend als No 21.
- No 27
No 29
No 31
No 33
No 35 } III Kleinere Häuser, zweigeschossig, No 35 sogar nur einachsrig gegen die Strasse, dafür tief gegen hinten.
- No 45 III Zweigeschossiges Haus mit stattlichem Giebel gegen den abzweigenden Hinterzweigenweg. Tür datiert 1846, doch die Mauern vermutlich älter. Stallteil an der Hauptstrasse mit grossem Scheunentor und Ochsenauge darüber.
- No 59 - Vorderer Teil gegen die Strasse neu. Kleiner malerischer Anbau gegen den Hof mit gotischem Fenster.
- No 63 III Altes Bauernhaus. Mit einem vierteiligen gotischen Fenster im Erdgeschoss und kleinerem gotischem Fenster darüber. Fenster des linken Teils Biedermeier. Der Stall ist jetzt eine Schmiede. Links und rechts ungebauete Häuser.

(Hauptstrasse).

- No 77 II "Der Hof". Auch "Huberisches Gut" genannt, nach Besitzern des 17. Jahrhunderts. Der eine Teil stammt wohl noch aus dem 16. Jahrhundert, ein stattlicher dreigeschossiger Bau mit Krüppelwalngiebel gegen die Strasse. In den beiden oberen Geschossen nachgotische Fenstergewände. An der Nordfront gegen den Garten neuerer Terrassenanbau mit Treppenturm. An die Südseite wurde um 1870 ein grösserer Anbau angefügt. Gittertor und Brunnen 18. Jahrhundert. Das Ganze mit seinen von einem Gitter umschlossenen Garten macht einen stattlichen und wohl erhaltenen Eindruck, wenigstens nach der Strassenseite.
- (No 79) II An der Ecke gegen den Hofweg malerischer charakteristischer Gartenpavillon, einst zum alten "Hof" gehörig, Dessen Areal nördlich verkleinert wurde. (Jetzt Neubau der Basellandschaftlichen Kantonalbank). Der Gartenpavillon achtseitig, mit Kamin, das ausserhalb der Mauer zur Spitze des Daches geleitet wird, wo es einen eigentümlichen Abschluss bildet.

Der Teil der Hauptstrasse, der sich nördlich von der Ueberlandbahn bis zur Kreuzung mit der Prattelerstrasse erstreckt, bietet wenig Charakteristisches mehr. Meistens Häuser aus Mitte des 19. Jahrhunderts.

- Bei No 89 II Brunnen. Klassizistisch, mit grossem rechteckigem Trog. Stock mit kannelierter Säule.

Oestliche Seite der Hauptstrasse :

- No 16 III Zweigeschossiges Bauernhaus mit Scheune und Stall. Weit hinter No 14 zurückstehend. Im Erdgeschoss dreiteiliges gotisches Fenster. Scheunentor rundbogig. Stalltüre spitzbogig, wohl eine der ältesten im Dorf. Nicht mehr in besonders gutem Stand. Kann daher nicht unter besonderen Schutz gestellt werden.
- No 18 - Auf gleicher Höhe wie No 16, aber nicht besonders alt. Stallteil in Werkstatt umgewandelt.
- II Brunnen. Aus Ende 18. Jahrhunderts, mit grossem Trog und Stock mit Pyramide.
- No 20 III Noch gut erhaltenes kleineres Bauernhaus. Mit Laube an der vor die Häuser No 18/20 vortretenden Südseite. Zwei Fensterachsen gegen die Strasse. Rundbogentor und Stall (nicht mehr benützt).
- No 24 - Zurückstehendes Haus, aus barocker Zeit. Wohnteil nordwärts. Scheunentor rundbogig. Stall verändert.
- II Brunnen bei No 32 (No 30 abgebrochen, leerer Platz). Spätbarock, mit grossem Trog und schönem Stock (Pyramide).
- No 42, 44, 46, 48 } Genist von kleinen Häusern, von denen nur No 42 und 48 an der Strasse stehen, die beiden andern dahinter.
- No 48 noch mit gotischen Fenstern im Erdgeschoss und breitem Scheunentor.
- No 54 - Gasthof zum Riesli. Das um 1920 errichtete Gebäude mit dem daneben (No 56) zerstört ~~dieser~~ den Charakter des ganzen Quartiers.

- (Hauptstrasse). Letzter Rest des alten Gasthofs zum Rüssli:
 (No 54) II Schöner Wirtshausschild, um 1850.
 II Brunnen. Stock neu überarbeitet, mit Pyramide und Michel.
 No 58 - Barockhaus, jetzt etwas im Boden versunken. Mit einfachen, später veränderten Fenstern. Einzig schön noch das Gesims über der Tür.
 No 62) - Zwei ganz schmale Kleinbauernhäuser. Weiter zurück-
 64) stehend als die vorgenannten. Tief nach hinten gehend. An der Strassenfront Scheunentor zwischen den beiden Wohnteilen.
 No 66 III Barockhaus, das seinen Charakter noch ganz bewahrt hat. Mit Stichbogenfenstern und alter Sprosseneinteilung. Etwas im Boden versunken durch Strassenkorrektur. Schlecht im Stand. Soll verkauft sein und von den neuen Besitzern abgebrochen werden! Kann daher wohl nicht unter Schutz gestellt werden?
 No 68 III Noch gut erhaltenes Bauernhaus mit stattlichem Wohnteil. Scheunentor rumbogig. Stallung gegen das Gelände der Eisenbahn. Mindestens so gut im Charakter erhalten wie No 66. Vor dem Wohnteil Vorgärtchen mit Reblaus.

Einzelne Bauten ausserhalb des Dorfkerns.

Wartenberg.

Das Wahrzeichen von MuttENZ ist dieser steil ansteigende, gegen das ebene Gelände vorspringende Berg, der auf seinem Grat nicht umsonst drei Burgen trug. Jede entstammt einer andern Zeit; doch alle drei beweisen, wie wichtig von hier der Auslug und die Beherrschung der Gegend war. Am Süd- und Südwesthang des Berges befand sich bis um 1920 ein zusammenhängendes Reb Gelände, das heute an der Westseite vielfach durch neue Einfamilienhäuser durchbrochen ist. Es ist bedauerlich, dass hier kein Zonenplan die Bebauung regelte. Man sollte aber gerade hier darauf sehen, dass der markante Berg nichts weiter mehr von seinem Charakter verliert!

- I Mitte Vorderer Burgruine. Bedeutendste Wehranlage unter den drei Burgen. Ueber dem nördlichen Steilabfall, auf drei Seiten durch den Abhang gesichert. Ausgedehnte Anlage innerhalb einem grossen Bering, an dessen Südseite und breiter Nordflanke je ein Turm. Besonders wertvoll die alte Toranlage an der Südfront. Das Mauerwerk aus verschiedenen Zeiten. Mächtige Quader wohl aus der Zeit um 1000-1100.
- I Mittlere Burgruine. Aus spätromanischer Zeit, um 1200. Quadratischer Wohnturm, einst durch Aussentreppe erreichbar. Oben noch Eingang und Doppelfenster.

- I Hintere Burgraine. Kleinere Anlage aus der Zeit um 1300. Gegen die Bergseite Halsgraben, Schildmauer mit Rundturm. Gegen die geschützte Talseite (Süden) das ehemalige Wohngebäude. In der Mitte ein Hof, in den man durch das Osttor eintritt. Wie der Mittlere Burgturm in den 1930-er Jahren durch die Burgenfreunde beider Basel unter Leitung von Herrn J. Eglin, Muttentz, restauriert.

Ehemaliges Kloster Engental.

Im kleinen Tal südlich hinter Muttentz und dem Wartenberg, am Weg nach der Schörmatt lag bis zur Reformation das kleine Frauenkloster Engental. 1933 wurden die Grundmauern wieder aufgedeckt und von J. Eglin, Muttentz, ein Plan aufgenommen.

- II Die Grundmauern sollten geschützt werden.

Hof Rütihard.

Am Westabhang des gegen die Birs vusspringenden bewaldeten Hügelzugs. Schön gelegen. Das Gelände noch unberührt in seinem alten Bestand.

- II Wohngebäude aus nachgotischer Zeit. Rundbogentür. Fenster zum Teil barock.

Ehemaliges Kloster zum "Roten Haus".

An der Stelle des ehemaligen, in der Reformation aufgehobenen Klosters befand sich der Bauernhof Rothaus während langer Zeit fast allein an der Durchgangsstrasse Basel-Augst. Seit Gründung der Saline Schweizerhalle hat sich in seiner Nähe ein Fabrikquartier gebildet, das besonders in den letzten Jahren ganz gewaltig zunahm und von der alten idyllischen Lage des Hofes nichts mehr übrigliess.

Hof in der Au und römische Warten an Rhein.

Durch die Industrie- und Hafenanbauten hat der Hardwald und seine Umgebung den grössten Teil seines Reizes verloren. Der Hof "Au", einst idyllisch zwischen Rhein und waldigen Steilbord gelegen, hat den Hafenanbauten weichen müssen. Die römischen Warten, die in gewissen Abständen am Steilbord standen sind wohl auch schon untergegangen oder doch in nächster Nähe dem Untergang geweiht.

Von "Waldhaus" aus geht der Blick auch nicht mehr ungeschmälert hinüber nach Grenzach, St. Chrischona und dem Dinkelberg. Überall machen sich Fabriken, Geleisen, Betonmauern etc. störend bemerkbar. Sollte der ganze in der Ebene gelegene Teil des Bannes Muttentz einem in nächster Zeit heranwachsenden grossen Industrieort verfallen sein? (Einen zusammenhängenden Muttentz-Frutteln-Schweizerhalle mit Rheinhafen).

Lateinische Ortsnamen im Lande der Rauracher?

Von Wilhelm Degen.

Wenn sich die zünftigen Philologen mit der Deutung unserer Ortsnamen befassen, so lassen sie gewöhnlich ein wichtiges Moment außer Betracht, den Umstand nämlich, daß die Dörfer und Städte gleichsam aus dem Boden herausgewachsen sind, daß ihre Bezeichnungen nicht nach Art derjenigen von amerikanischen Städten in der Prärie oder von fascistischen Neusiedlungen in Sumpfgeländen erst aufkamen, als an der ihnen bestimmten Stelle bereits eine kleinere oder größere Kolonie bestand, der man nachträglich einen Namen zu verleihen hatte; im Grunde wurde die Ortschaft schon in der Zeit getauft, da ein zum Ackerbau übergegangener Nomade oder ein eingedrungener Eroberer sich dort festsetzte und die zu seiner Heimat gewordene Flur für seine Umwelt kenntlich machen mußte. Das konnte er natürlich nicht mittels einer anderen als seiner eigenen Sprache tun. Wie man aus der Geschichte weiß, nahmen in den Zeiten der Völkerwanderung zu Herren eines eroberten Landes gewordene unzüivilisierte Stämme die Sprache der Besetzten an, weil diese ihnen an Kultur überlegen waren, doch traf dies für die *Alemannen* nicht zu, sei es daß sie aus härterem Holz geschnitzt waren als etwa die Goten, oder sei es, daß die Römer sich in Helvetien weniger gründlich durchgesetzt hatten als in Gallien und Hispanien. Wenn bisher im allgemeinen angenommen wurde, daß sich aus Ortsnamen die Grenzen des Vordringens der Alemannen oder die Intensität ihrer Kolonisation erkennen lassen, so kann man eine dahinzielende lateinische Deutung für unsere Gegend wenigstens mit guten Gründen anfechten.

Alle Erklärungen des Wortes *Basel* als einer Bezeichnung griechischen, keltischen oder lateinischen Ursprungs lauten gezwungen, und im Streit der Meinungen darüber liegt der beste Beweis, daß keine von ihnen das rechte trifft. Als durchaus natürlich stellt sich aber die Deutung als germanisch dar, wenn man in den Namen keinen Sinn hineinzu legen sucht und ihn lediglich als Erzeugnis der Sprache eines Naturvolkes betrachtet, das die Alemannen in der Zeit der Völkerwanderung zweifellos noch waren. Die älteste überlieferte Form ist das offenbar latinisierte „*Basilia*“ bei Ammianus Marcellinus im 4. Jahrhundert; es folgt „*Baluka*“ im Vertrag von Meßen 870, in welchem Dokument auch der Baseltgau als „*Basalchowa*“ figuriert, dann „*Basilea*“ 1166, das zur Annahme eines griechischen Ursprungs, eines Zusammenhanges mit Basileus König, verleitet haben wird. Gerade wie die aus alten Einnamen hervorgegangenen Geschlechtsnamen lassen sich die Ortsnamen in Grundformen zerlegen: *Basel* besteht aus *bas* und *al*, *il* oder *ul* — die Vokale wurden in der Namensbildung nicht scharf getrennt. Der erste Bestandteil von *Basel* ist enthalten in *Basadingen* und *Basersdorf*, das 1243 als *Basilsdorf* erwähnt wird, und als zweites Glied in *Korbas*, der zweite in *Ellwangen*, *Ellikon*, *Illnau*, *Illingen*, *Illsch*. Häufig tritt uns *bas* in Flurnamen entgegen — diese sind aus den gleichen Grundformen wie die Ortsnamen gebildete Kompositionen, und in ihnen sind *Beg*, *Gasse* und *Strasse* als letzter Bestandteil gleichsam zu Suffizen geworden und haben nicht die Bedeutung von für den Verkehr hergerichteten schmalen Landstreifen; gibt es doch beispielsweise in *Binnungen* einen Ziegelweg in nächster Nähe des *Paradieswaldes*, in *Bottmingen* eine *Stierengasse* außerhalb des Dorfkerns und in *Oberwil* ein *Weihergäßli* weitab vom Dorf an der *Napoleonstraße*. *Basel* ist nun enthalten in den Flurnamen *Baselweg* in *Reigoldswil* und in *Hesfrantskirch*, *Baselgasse* in *Pratteln*, *Baselmatte* in *Niederdorf*, *Bas-*

selköppli in *Giebenach*, *Baslerträhle* in *Kollingen*, *Baselwald* hinter *Brennet* und *Baselgraben*, *Zufluß des Hundsbachs* diesseits *Altkirch*. In *Pratteln* existiert *Baselgasse* als *Flurbezeichnung* heute nicht mehr, über das außerhalb des alten Dorfteils gelegene Terrain führt jetzt die *Wartenbergstraße*, und in *Reigoldswil* weist der *Baselweg* in der Richtung nach *Seewen*. Weitere Flurnamen mit *bas* sind (mit Umlaut) *Bäsmatt* und *Bästrain* in *Bottmingen*, *Basi* in *Dietikon* bei *Zürich* und schließlich sei auch der *Bahzwang* nicht vergessen. Wenn man noch andere Vokale als *a* heranzieht, so *Bisnacht* (*Tenniken*), *Bös* (an der *Hohen Winde*), *Bösmatt* (*Therwil*), *Buser* (*Im Buser* in *Pratteln*), so will die Reihe kein Ende nehmen. Auch der zweite Bestandteil von *Basel* findet sich als Umlaut in Flurnamen: *Ullmatt* (*Münseln*), *Ullmatt* (*Belschenrohr*), *Ellbogen* (*Ormalingen*), *Ulm* (*Bregwil*). Mit einem *Kalauer* ist übrigens *Sohannes Fischart* im „*Glückhaften Schiff*“ der ältesten Form von *Basel* nahe, da wo er berichtet, *Rauracher*, die von der *Ull* kamen, hätten die *Stadt*, da wo der *Birzig* in den *Rhein* fließt, gegründet:

„Da ließ sich nider der ein hauß
Und nanten das Ort Bas Ull drauff,
Weil sie ein Bässer (bessere) Ull da funden,
Da sie der Ull vergessen kunten.“

Als überaus gewagt wird man die Behauptung zu betrachten geneigt sein, daß *August* nicht von *Augusta* herkommt, sondern germanischen Ursprungs ist. Und doch ist sie gut fundamentiert. Zunächst dadurch, daß die aus dem Mittelalter überlieferten Formen für das Dorf „*Ogest*“, „*Ogst*“, „*Degst*“ lauten, zu denen sich das heutige *Augst* im *Zürichbiet* gesellt; die Entwicklung von *o* zu *au* ist durchaus regelrecht, mittelhochdeutsch *strō* wird in unserer Mundart zu „*Strau*“, öch wird zu auch (mundartlich haben wir noch immer „*o*“ neben „*au*“). Sodann wird man keinen Zusammenhang nachweisen können zwischen *Augusta Raurica* und dem *Augsterbach*, dem Unterlauf von vier südlich von *Langenbrud* vereinigten und in *Balsthal* von der *Dünnern* ausgenommenen Gewässern, und ebenso wenig mit dem Flurnamen *Eugstler* in *Bottmingen*. Die *Augstmatte* in *Pratteln* zwischen dem *Bahnhof* und dem *Dorfkern* kann, wie der *Augstader*, der *Augsterweg* und das *Augsterhägli* zur *Not* mit dem Nachbarort *Augst* in Verbindung gebracht werden, aber der Name lautet im 14. und 15. Jahrhundert auch „*Degstmatte*“, und daneben gibt es in der Nähe der *Hardt* eine „*Oggimatt*“ mit augenscheinlich der nämlichen Grundform; der Ortsname *Auggen* im *Markgrafenland* hat offenbar gleichen Ursprung, er lautete einst „*Ogheim*“. Was dann die Kompositionen *Baselaugst* und *Kaiseraugst* betrifft, so ist nicht nur *Basel* ein Flurnamenbildendes Element, sondern auch *Kaiser*: „*Im Kaiser*“ in *Reinach* und „*Im Geiser*“ in *Ullschwil*; außer in *Kaisertest* es offensichtlich auch in *Kaiserstuhl*, und in den Geschlechtsnamen *Kaiserauer* und *Kaisereisen* wird es ebenfalls schwer sein, eine Beziehung zu *Imperator* herauszufinden. *Augusta*, das im 9. Jahrhundert sowohl *civitas* (*Stadt*) als *villa* (*Gehöft*, mittellateinisch *Dorf*) genannt wird, ist in *Analogie* zu *Basel* nichts anderes als die bei *Schreibern* gebräuchliche *Latinisierung* des alten „*Ogest*“, wozu die Erinnerung an das einstige *Augusta* mitgewirkt hat; in *fini Augustinse* heißt es in einer *St. Galler Urkunde* vom Jahr 752.

Viel Kopfzerbrechen bereitet den Linguisten von jeher *Robur*, der Name einer von *Kaiser Valentinian* erbauten *Grenzfestung* in der Nähe

Sountagsblatt der Basler Nachrichten 31.3.1946



von Basel. Sie fassen das Wort natürlich als lateinisch auf, als robur Steineiche, Kernholz, physische und geistige Stärke; aber während die eine Erklärung einen Bedeutungswandel von Eiche über ein Abstraktum bis zu einem Kunstbau annimmt, verbleibt die andere beim Baum im Sinne einer mächtigen Eiche, die bei der feltischen Bevölkerung als heilig galt. Viel einfacher und einleuchtender dürfte jedoch die Deutung als alemannisch und als Komposition der Grundformen ro, respektive rob und bur sein, und zwar sprechen dafür einerseits die Ortsnamen Robbenhausen, Rapperswil, Roppenzweiler, Roppenheim (diese beiden im Elsass), ferner die Flurnamen Rübloch (Bottmingen), Ropperhag (Oberwil), Rübader (Röschenz), Rübalden (Hemmiken), sowie die Geschlechtsnamen Rupp, Koppel, Roppert, Ropert, Robmann, während für die Auslautsilbe von Robur die Ortsnamen Büren, Büron, Burkweiler (s ist ein zusammengezogenes „tis“), Burach (Kanton Solothurn), Cohlambur, das 833 für Kolmar belegt ist, die Flurnamen Bengbur (Liestal), Burenweg (Birsfelden), Buhrenboden (Eggenwil), Bepur (Buckten), Bürlibenz (Oberwil) den Beweis für germanischen Ursprung liefern. Wenn Ammianus Marcellinus bemerkt, daß die Anwohner den festen Platz bei Basel Robur heißen, so nimmt er gewissermaßen Distanz, er findet es auffallend, daß die Einheimischen ein lateinisch lautendes Wort brauchen, und wenn eine Verfügung Valentinians mit dem Lokativ Robore datiert ist, so beweist das nicht, daß Robur lateinisch sein muß, sondern bloß, daß es wegen seines Gleichklangs mit einem lateinischen Substantiv lateinisch dekliniert wurde.

Die Erklärung des Namens Muttenz als mutationes Wechsel, das heißt Relaisstation, ist ein geradezu abschreckendes Beispiel für die Tendenz, alemannischen Formen von Ortsnamen lateinischen Ursprung zuzuschreiben. Sachlich ist zu sagen, daß es doch mehr als eigentümlich wäre, wenn an der Stelle des heutigen Muttenz, also einen Rabenprung von Auggst und von Basel, ein Wechsel der Postperde nötig gewesen sein sollte, abgesehen davon, daß die Alemannen mit einer solchen Einrichtung fortgeschrittener römischer Kultur gründlich werden ausgeräumt haben. Sprachlich sodann wäre ein Uebergang von mutationes zu Muttenz geradezu ein salto mortale, den man dem Geist der Sprache nicht zutrauen darf, eine Analogie dürfte sich nirgends finden. Dafür bieten sich aber ähnlich klingende Formen, die entschieden für eine germanische Deutung sprechen, nämlich Eichenz (Mühlingen 876), Sierenz, Köschenz, Denz; auch Densbüten mit dem nämlichen Anlaut wie der Auslaut von Muttenz kann zum Vergleich herangezogen werden. Der erste Bestandteil von Muttenz (alt Mittenza, Muttenza) liegt vor in den Ortsnamen Mühlig, Mekerlen und Mutterhausen im Unterelsaß, im Flurnamen Mutterbühl (Häg im Badischen) und in den Geschlechtsnamen Muth, Muz, Muzner, Mutti, Mutterer, in Wildermuth, Wohlgemuth, Freienmuth, Weymuth usw.

Raum besser als mit der lateinischen Ableitung von Muttenz als mutationes steht es mit der von Pratteln als pratellum kleine Wiese. Schon wegen der Betonung ist sie unmöglich im Hinblick auf die alte Form Prattellon, das ursprünglich ein Biersilber gewesen sein dürfte angesichts des Flurnamens Beretenwald in Mümliswil. Die Grundform brat oder herat ist enthalten in Bretten und Brehwil, wohl auch in Brittnau und Brikingen, während der zweite Bestandteil Analogien in Sisseln, Kösteln, Minseln, Gurzelen und in den Flurnamen Köstelen, Niefelen (beide Reigoldswil), Zuntelen (Arboldswil), Duntelen (Sissach), Bachtelen (Langenbrud), Hekelen (Hogschür) aufweist. Das -ellon des alten Prattellon scheint sich in den Ortsnamen Wallfellen, Dagmerfellen, Gurtnellen erhalten zu haben. Was dann die Geschlechtsnamen betrifft, so ist brat auch für sie mit Bratter, Bratschi, Bresscher, Brettauer belegt.

„Ruggerol“, das durch Metathese der Liquidae l und r und durch Kontraktion beim Uebergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen zu Ruglar geworden ist, kann schon aus dem Grunde nicht auf nucariolum Nußbaumwäldchen zurückgehen, weil vernünftigerweise die Dertlichkeit oder Stelle, wo jetzt das Dorf liegt, bereits einen Namen gehabt haben muß, als man dort eine Kulturpflanze zog, dazu in Mengen beieinander, was man damals gerade so wenig gemacht haben wird

wie heute, wo man einen Nußbaum kaum anders als an einem Ackerende bemerkt, weil in seinem Bereich im Boden etwas Rechtes nicht zu gedeihen vermag. Vermutlich ist das nu, aber zu nau diphthongiert, in Nauen, Nauensee und im Basler Flurnamen Nauegäpli erhalten, während der Auslaut eine Analogie in Münsterol hat, das 962 als „Monstral“ und 1094 als „Monstrol“ belegt ist, sowie in Meheral. Die Grundform rol findet sich auch als erste Silbe von Geschlechtsnamen: Rolli, Koller, Kolling, Köllinger. Vor Zeiten lag auch in der Nähe des Bielersees eine Ortschaft Rugarol, die aber eingegangen ist. Es gibt übrigens zu -olum (Rugarol) und -ellum (Pratteln) noch einen dritten Fall, wo eine lateinische Endung einen germanischen Namen soll erklären helfen, nämlich -etum (quercetum Eichenwald, rosetum Rosenwaldstattersee können ihren Namen nicht von einem Baumbestand bekommen haben, denn weder der Buchsbaum noch der Kirschenbaum werden je als Wäldchen angepflanzt worden sein. Da liegt doch der Gedanke der Identität mit den verschiedenen Flurnamen auf -eten viel näher: Glaseten (Eptingen), Mühleten (Häselingen), Sappeten (Bubendorf), Zittleten (Arisdorf), Riseten (Munningen), Wälseten (Nedermannsdorf).

Wie gegen den germanischen Charakter von Robur, so wird man auch gegen den von Magden, das 380 als Magidunum bezeugt ist, den Einwand erheben, daß im 4. Jahrhundert noch keine Germanen diesseits des Rheins ansässig waren. Ist das aber sicher? Ein Beweis dafür, daß etwas nicht war, läßt sich naturgemäß schwerer führen als der Beweis für das Vorhandensein einer Sache. Auf jeden Fall klingt die erste Silbe mag an Mägenwil, Magglingen, Meggen an, die zweite ist mit der aus dem Jahr 1363 als „Maggdan“ überlieferten Form identisch mit dem nämlichen Auslaut wie „Bidertan“, das der alte Name von Biebertal im Sundgau ist; in Auggst gab es einen in der Neuzeit abgegangenen Flurnamen Megdegraben. Magden kann schon deswegen nicht lateinischen Ursprungs sein, weil es im Kanton St. Gallen ein Magdenau gibt, im Volksmund „Maggenau“; wie sollte ein lateinisches Grundwort zu einem unverfälscht deutschen Suffix gekommen sein!

Windisch kann man nicht von Bindonissa trennen, aber der Zusammenhang besteht nicht in der Herkunft des ersten vom zweiten, sondern in einer Anpassung der lateinischen Wortform an die alemannische, denn für diesen Ursprung sprechen sowohl Orts- als Flurnamen: Winden, Windegg, Windischläg (alle drei im Badischen), Windsteig (Unterelsaß), Winterfingen, Winznau; Windenthal (Liestal), Winterhalden (Münchenstein); Gärtsch (Bellach), Rotris (s wird im Auslaut oft zu seh, wir haben ja auch in der Mundart nebeneinander „Isch“ und „Is“ für Eis), Dris (Liestal), Galmis (Niederbipp, in Liestal Galmis), Hostris (Schögl). Wenn dann Windisch auch als Geschlechtsname vorkommt, so kann sich dieser unabhängig vom Ortsnamen gebildet haben, wofür Buser mit dem Flurnamen „Im Buser“ eine Analogie liefert, abgesehen davon, daß ein aus Windisch Stammender in der Fremde regelrecht Windischer heißen mußte. Uebrigens gab es einen germanischen Volksstamm Bindelicier, ansässig zwischen Rhätien und der Donau, dessen Hauptstadt Augsburg als Augusta Bindelicorum gewesen sein soll.

Soumbaphall BN

31.3.1946

Vielleicht noch schärfere Ablehnung als die germanische Ableitung von Lugst wird zunächst die Behauptung erfahren, daß Arbon nicht lateinischen Ursprungs ist. Und doch sollte man sich daran stoßen, daß eine Siedelung mit „glückbringender Baum“ soll bezeichnet worden sein; ist doch auch das deutsche Baum in Orts- und Flurnamen nicht arbor gleichzusetzen, was schon Bauma beweist und ebenso Flurbezeichnungen wie Surbaum, Tschuppbaum (beide Binningen), Heubaum (Thürnen), Weinbaum (Böcken), Speckbäumli (Ziefen). Die beiden Bestandteile von Arbon, das als „Arbona“ belegt ist, liegen vor einmal in Urth und Uhrni und dann in Boningen, Boniswil und Bonstetten; worauf mag aber das lateinische felix in der ältesten überlieferten Form Arbor felix zurückzuführen sein? Wäre es nicht möglich, daß der Latinisierung ein Ar-hon-fel-is zu Grunde lag? Alle diese Silben stellen alemannische Grundformen dar, das felix wäre durch Kontraktion regelrecht zu fels geworden, womit auch Käfels übereinstimmen

würde; dieses fels ist aber nicht mit Fels rupes identisch, sondern ist ein der Namenbildung dienendes Suffix, was u. a. die alten Basler Geschlechtnamen Gutenfels und Berensfels beweisen, ebenso wie Fels, Felz, Felsler, Felsberg, Felzhalb. Daß ein alter Vierfüßler wie Ar-hon-fel-is bei der Kontraktion seine zweite Hälfte eingebüßt haben kann, scheint nicht unmöglich im Hinblick auf Büren zum Hof bei Fraubrunnen, das im Volksmund schlechthin Büren heißt wie das an der Aare und nur offiziell den vollen alten Namen bewahrt hat; für Arbon als einzige Ortschaft des Namens lag die Notwendigkeit einer Unterscheidung nicht vor wie für die verschiedenen Büren. Uebrigens scheint Sierenz im Sundgau einmal Sierenzweiler geheißen zu haben; denn es kommt 830 als Sierenz villa vor, eine Analogie zu dem etwa zwei Stunden entfernten Berenzweiler, das vierfüßig blieb. Und wer weiß, ob nicht die Kurzformen Thun, Brugg, Berg, Thal im Hinblick auf Thunstetten, Bruggwald, Bergheim, Thalheim durch eine analoge Operation Kurzformen geworden sind?

Schließlich bleibt noch als angeblich lateinische Ortsnamenform Pfn, das auf ad fines an der Grenze zurückgehen soll. Rein sachlich stellt sich hier die Frage, wieso man einen Ort, als er erbaut war, als Grenze bezeichnet haben kann in einer Zeit, da die Gawe und Bänne unmöglich schon abgeteilt gewesen sein können, und sprachlich ist die Erklärung unmöglich, weil die Konsonantenverbindung pf, die labiale Affrikata, eine spezifisch germanische Lautform darstellt. In allen romanischen Sprachen sucht man sie vergeblich, hingegen spielt sie in der Entwicklung zum Mittel- und Neuhochdeutschen speziell in den oberdeutschen Mundarten eine wichtige Rolle als Produkt der sogenannten zweiten Lautverschiebung, bei der das p über ph zu pf geworden ist: so althochdeutsch palinza, phalanza, mittelhochdeutsch phalenz, phalz, neuhochdeutsch Pfalz; althochdeutsch penting, phending, phening, mittelhochdeutsch pfenninc, neuhochdeutsch Pfennig. Der Ortsname Pfnungen führt zu der Annahme, daß der Vokal von Pfn oder Pfn der Umlaut ü war, der dann zu i entrundet wurde. In der alten Zeit gingen die Vokale, die an zahlreichen Beispielen gezeigt werden kann und worauf schon hingewiesen wurde, gern durcheinander, wir haben beispielsweise als Geschlechtnamen Seite an Seite Hall, Hell, Höll, Hill, Holl, Hohl, Hull oder Harter, Harder, Herter, Herder, Hirter, Hürter, Hurter; so darf ruhig außer Pfund die Umlautsilbe der Geschlechtnamen Pfander, Pfanner, Pfenninger, Pfäuti (Vokal n diphthongiert) und die der Flurnamen Pfandacker (Rünenberg), Pfannkuchen (Rosenau, wegen des zweiten Teils vgl. „Kuchigäßli“

in Basel), Pfannenstiel (Berg im Zurichbiet) als identisch mit der in Pfn enthaltenen Grundform, Vokal zwischen dem verschobenen Labial und n, betrachtet werden. Damit, daß ein Schreiber einen germanischen Ortsnamen ins Lateinische zu überführen sucht, bietet Lachen mit ad lacum, am See, ein weiteres Beispiel; findet sich doch die Grundform lach sowohl in Orts- als in Flurnamen: Bellach (Solothurn), Bettlach (Sundgau), Lachen (Flurname in Oberwil), Lachmatt (Pratteln). Auch Augia dives für die Insel Reichenau ist eine falsche Uebersetzung, denn das reich ist nicht dives, sondern die Grundform rik die schon als Einname, Ricco, belegt ist und sich auch häufig in Orts- und Flurnamen findet.

Sonntagsblatt der
Basler Nachrichten

31.3.1946

Die Bedeutung alter Flurnamen

—er. Echtes altes Sprachgut der Heimat ist in den Flurnamen eingeschlossen. Doch weiß oft kein Mensch, was diese altvertrauten Bezeichnungen bedeuten. Wer mit einem Dorf oder einer Gegend gut vertraut ist, kennt sicher eine ganze Reihe altentlegener Bezeichnungen einzelner Vertikalitäten, die man kaum erklären kann, und die nur auf einem sehr genauen Plan der Gemeinde überhaupt zu finden sind. Die Flurnamenforschung ist zu einem wichtigen Teil der Heimatkunde geworden, und die Wissenschaft stellt heute die Forderung, daß jeweils alle Flurnamen einer Gemeinde im Zusammenhang untersucht werden sollen. Dabei kann der Sprachkennner überraschende Entdeckungen machen. Max Koch hat dafür in der Zeitschrift „Volks-hochschule“ einige auffallende Beispiele aus dem Ge-

meindegebiet von Thayngen (Schaffhausen) mitgeteilt. So würde man kaum vermuten, daß der einfache Flurname „Feldbrunnen“ einst „Feltobrunnen“ hieß und sich von „Feltwe“ (=Weidenbaum) herleitete. Lustig klingt die Erklärung des Flurnamens „Salbenwirt“, der auf einem alten Uebernamen „Zahl den Wirt“ zurückgehen soll. Wenn sich eine „Dinarsburg“ in „Oberstburg“ verwandelt oder aus „Abrechthof ein „Abendhof“ entsteht, so erkennen wir klar, daß wir den heute gebräuchlichen Namensformen nicht immer volles Vertrauen entgegenbringen dürfen. Ein alter Postweg“ erklärt sich als „Boschweg“, was so viel wie Busch- oder Waldweg bedeutet. Diese Bezeichnung, wie auch die Namen Heerweg und Hochstraße, lassen wohl auf ursprüngliche Römerstraßen schließen. Wenn ein Grundstück „in der Stirne“ heißt, so muß man sich daran erinnern, daß es einst bis an die stirnförmigen „Flüße“ hinaufreichte.

Dies sind lauter Erkenntnisse, die sich erst aus dem genauen Studium alter Urkunden ergeben. Wenn man die oft weit zurückreichenden Flurnamen einer Gemeinde im Zusammenhang überblickt, so erhält man mancherlei Aufschlüsse darüber, wie das Gelände in alter Zeit aussah, was für Leute es bewohnten und welches Gewerbe die Bewohner betrieben. Waldnamen wie „Biegi“ und „Kuhstall“ bedeuten ehemalige Sammelplätze für das Vieh der Allmend, so daß die Lage der einstigen Allmend festgestellt werden kann. So vermag heute jeder Archäologe, der auch Sprachkennner ist, der Heimatforschung einen Dienst zu erweisen, wenn er die Flurnamen einer ihm besonders vertrauten Gemeinde vollständig untersucht und dabei die Jahrhunderte alten Urkunden mitsprechen läßt.

Basellandschaftliche Zeitung
23.10.1946